

K l e i n e
historische Schriften

von

Karl Ludewig Woltmann.

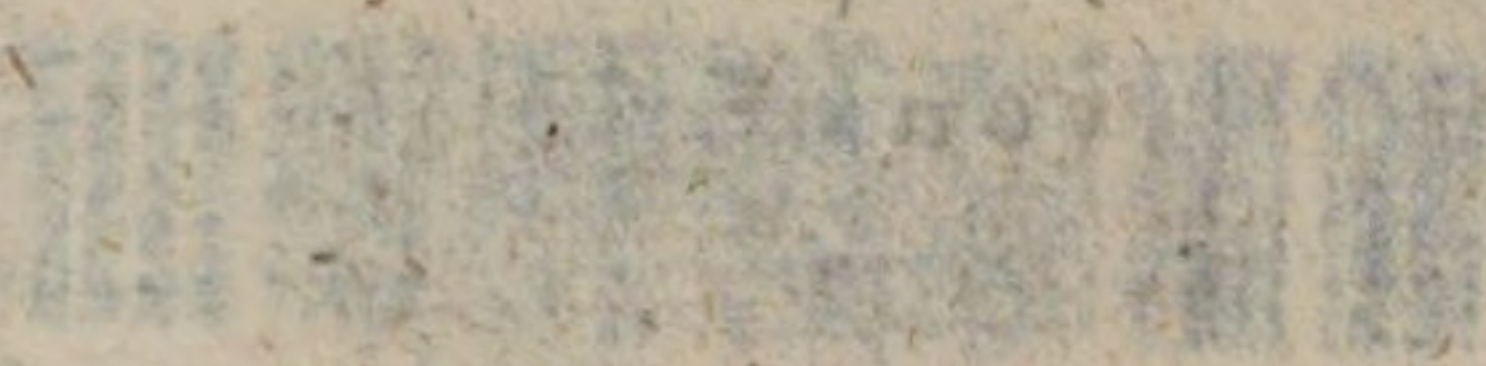
Zweiter Theil.

Jena,

bey J. G. Voigt. 1797.

K 1 5 1 5

Historische Schichten



Karl Ludwig von Mevius

35 1/2

Von Vogt

Erklärung Thell

1800

1800 1800 1800

I.

G e s c h i c h t e

der

H o h e n s t a u f e n

in

I t a l i e n.

(Fortsetzung.)

A 2

f

Geschiede

der

Hohensteinen

in

der

(Literatur)

A

E r s t e s B u c h.

(Fortsetzung.)

Bisher war der Kampf zwischen den lombardischen Städten und dem Kaiser auch deswegen so hartnäckig gewesen, weil jede Parthie geglaubt hatte, das Recht auf ihrer Seite zu haben. Noch nie hatte man genau bestimmt, worin eigentlich die Oberherrschaft über die Städte Italiens bestand: die Kämpfer wußten selbst nicht deutlich, warum sie fochten, und sie konnten nie mit dem Ausgange des Streits zufrieden seyn, da sie beim Anfang desselben sich kein festes Ziel zum Augenmerk genommen hatten.

Fridrich sah die Nothwendigkeit ein, zwischen seinen Rechten und den städtischen Freiheiten eine scharfe Gränze zu ziehn; und welchen glücklichern Zeitpunkt hätte er dazu finden können, als den gegenwärtigen? Die Macht des stolzen Mailands war gebrochen, die Lombardei zitterte vor ihm, und der Papst schien jetzt am wenigsten im Stande zu seyn, sich seinen Planen mit Glück zu widersetzen. Hierzu kam, dafs um diese Zeit das alte römische Recht von den Italiänern, welche so gern bei den Ruinen von ihrer ehemaligen Gröfse verweilten, wieder hervorgesucht, und desto schwärmerischer gepriesen ward, je dunkler ihre Begriffe von demselben waren. Daher konnte Fridrich erwarten, dafs sie gern dasselbe zum Maafsstabe für seine Rechte annehmen würden. Die Gesetze jener Jahrhunderte, in welchen ein Kaiser keine Gränzen seiner Willkühr kannte, sollten die Macht eines Regenten

bestimmen, um dessen Thron Vasallen standen, welche sich für so gut, als ihren Lehnsherrn hielten, eines Regenten, gegen dessen Schattengewalt zahlreiche Freistaaten sich bisher empört hatten, und welcher nur mit Erlaubniß des geistlichen Beamten jener alten Kaiser die Krone derselben auf seinem Haupte trug.

Nach dem Reichstage, welcher bald nach der Eroberung Mailands auf dem ronkalischen Gefilde gehalten wurde, schickten alle italienische Städte ihre Konsuln und Richter, strömte eine zahllose Menge von weltlichen Großen, von Erzbischöfen, Bischöfen und andern Geistlichen. Der Kaiser hatte sein großes prächtiges Lager an der einen Seite des Po, und die Einwohner von Mailand, Brescia und vielen andern Städten standen auf dem jenseitigen Ufer: durch eine Brücke wurden beide Lager verbunden. Bei den

vorläufigen Berathschlagungen, welche drei Tage dauerten, sagte Fridrich, daß man über die italiänischen Angelegenheiten auf eine solche Weise mit ihm unterhandeln möchte, wodurch der Friede der Kirche befördert und die königliche Hoheit der ihr gebührenden Ehre theilhaftig würde. Am vierten Tage eröffnete er die Versammlung mit einer feierlichen Rede, in welcher er äußerte, daß es sein lebhaftester Wunsch wäre, nach den Gesetzen zu regieren, und einem jeden seine Freiheiten zu erhalten, nicht aber ein solcher König zu seyn, der ungestraft thun dürfte, was seinem Stolz und seiner Frechheit gefiele. „Die Reichsgesetze, fuhr er fort, in welchen so manches, das ehemals galt, durch den Nichtgebrauch verdunkelt ist, müssen daher durch unsre kaiserliche Hülfe und eure Vorsicht wieder zur Klarheit gebracht werden. Möge dann etwas über unsere Gerechtsame oder die eurigen

schriftlich abgefaßt werden, dahin muß durchaus unsre Bemühung gehn, daß ein Gesetz billig, anständig, ausführbar und für Ort und Zeit passend sei. Die behutsamste Sorgfalt ist sowohl uns, als euch zu empfehlen; denn sind die Gesetze einmal gegeben, so darf man nicht über sie, sondern muß nach ihnen richten.“

Als Fridrich geendigt hatte, traten die anwesenden geistlichen und weltlichen Großen, wie auch die Gesandten der Städte einer nach dem andern auf, dieser um mit seiner Beredtsamkeit zu glänzen, jener um seine besondere Zuneigung dem Kaiser zu zeigen. Alle äuserten übrigens einerlei Gesinnungen mit dem Erzbischofe von Mainz, welcher seine Rede mit folgenden Worten schloß: wisse, daß alles Recht des Volks in Hinsicht auf Gesetzgebung dir übertragen sei. Dein Wille ist das Gesetz, wie es denn heißt:

„was dem Regenten gefällt, hat gesetzliche Kraft, da ihm das Volk seine ganze Macht übergeben hat.“ Es ist eine allgemein bekannte Sache, daß alles, was der Kaiser durch ein Rescript angeordnet, durch seine Weisheit entschieden und durch ein Edikt befohlen hat, ein Gesetz ausmache. Was kann auch natürlicher seyn, als daß derjenige sich der Vortheile eines Dinges erfreue, welcher die Beschwerde davon trägt? und mußt du nicht über alle herrschen, da du für die Sicherheit von uns allen sorgest?

Eine günstigere Stimmung der Gemüther hatte Fridrich wol nicht erwarten können; eine größere Unterwürfigkeit konnte dem unumschränkteten Herrn nicht bezeigt werden, und solcher Reden ward er nicht müde, ob sie gleich den ganzen Tag hindurch dauerten. Als der Abend gekommen war, feierte man in Gesängen den Ruhm, welchen der Kai-

ser an diesem Tage eingeerndtet hatte. An den folgenden Tagen saß er mit vier berühmten Rechtslehrern von Bologna, nämlich Bulgarus, Martinus, Jakobus, und Hugo, wie auch mit andern rechtskundigen Männern zu Gericht, und schlichtete sehr viele Streitigkeiten der Italiäner, welche sich mit Kreuzen in den Händen, wie es ihre Sitte war, sobald sie Hülfe suchten, in grosser Menge zu ihm drängten, so daß er sich der Bemerkung nicht erwehren konnte, gerade diejenigen, welche sich ihrer Einsicht in die Rechtsgelehrsamkeit am meisten rühmten, sündigten am häufigsten gegen die Gerechtigkeit. Darauf befahl er den genannten bononischen Lehrern, unpartheiisch zu untersuchen, welche Rechte in der Lombardei ihm zukämen? Diese aber wagten nicht darüber allein zu entscheiden, sondern verlangten, daß die anwesenden Richter der lombardischen Städte an ihren Berathschla-

gungen Theil nehmen sollten. Es wurden ihnen daher zwei von jeder Stadt beigesellt. Dennoch fiel ihr vereinter Schluß dahin aus, daß alle vorhandene Hoheitsrechte dem Kaiser gehörten; sie sprachen demselben alle Herzogthümer zu, alle Markgrafschaften, Grafschaften und Konsulnstellen, das For-
drum, Münzen, Zölle, Zollgebäude, Weg-
gelder, Mühlen, Häfen, Fischerei und jede
Nutzung der Ströme; auch könnte er nicht
nur von den Ländereien, sondern von jedem
einzelnen Kopf eine jährliche Abgabe fodern.
Als diese Grundsätze der Versammlung kund
gethan wurden, waren der Erzbischof und
die Konsuln von Mailand die ersten, welche
auf alle Hoheitsrechte Verzicht thaten, und
sie in die Hände des Kaisers gaben; allein
diese übereilte Bereitwilligkeit mußte ei-
nen Verdacht gegen sie erwecken, welchen
ihr Betragen bald rechtfertigte. Alle übrigen
folgten ihnen sogleich nach, und Fridrich,

welcher sich plötzlich zum unumschränkten Beherrscher der Lombardei erhoben sah, zeigte durch die Art, wie er sich seines Glücks bediente, daß er eines dauernden Genusses desselben würdig gewesen wäre. Wer beweisen konnte, daß er irgend etwas von den genannten Regalien gesetzmäßig besaß, blieb in dem Besitz desselben; alles usurpirte aber mußte herausgegeben werden, und die jährlichen Einkünfte, welche dadurch dem kaiserlichen Fiskus zuwuchsen, betrugen ungefähr dreißig tausend Talente. Sonst ward noch festgesetzt, daß der Kaiser zwar die Podestas, Konsuln und die übrigen obrigkeitlichen Personen einer jeden Stadt, doch nicht ohne die Beistimmung derselben wählen durfte. Zuletzt beschwor man noch einen allgemeinen Frieden, so daß keine Stadt eine andre, kein Mensch einen andern ohne ausdrücklichen kaiserlichen Befehl befehlen sollte *).

*) Otto Moren. 1015—20. Radevic. L. 2. C. 1—6.

Als die Reichsversammlung geendigt war, beschloß Fridrich, sogleich Gesandte in die entfernten Gegenden, vorzüglich nach den Inseln Sardinien und Korsika zu schicken, um auch da alles seinem Willen gemäß einzurichten. Den beiden Handelsstädten Pisa und Genua trug er auf, seine Abgeordnete dahin zu bringen; allein sie thaten alles, um die Abfahrt derselben zu hintertreiben, denn sie mußten fürchten, daß ein so wachsamer Regent, wie Fridrich, sich alle die Vortheile, welche sie bisher von Sardinien gehabt hatten, zueignen werde, sobald er sie kennen lernte. Auch blieb ihm dieser Grund nicht verborgen. Doch scheint es nicht, als habe er die Vollführung seines Befehls durchgesetzt, wiewohl er nicht zauderte, die Genuesser für ihren Ungehorsam zu bestrafen. Er zeigte sich plötzlich an den Grenzen ihres Gebietes und jagte ihnen eine solche Furcht ein, daß sie versprachen, ihm tausend Mark

Silber aus dem öffentlichen Schatze zu bezahlen, und von der Vollendung einer Mauer, welche sie zu bauen angefangen hatten, abzustehn. Er begnügte sich gern damit, denn zum Kampf mit einer Stadt am Meer war niemand weniger geschickt als er, da es ihm an aller Seemacht fehlte *). Darauf bezog er das Winterlager bei der Stadt Alba, um in den fruchtbaren Gegenden umher, welche noch nicht durch den Krieg gelitten hatten, sein Heer zu erquicken, und von dort in die Provinzen und Städte Italiens Abgeordnete auszusenden, welche das Fodrum eintreiben und allenthalben die obrigkeitlichen Personen bestellen sollten. Er glaubte jetzt vielleicht, den sichersten Grund zu seinem Reiche jenseits der Alpen gelegt zu haben; allein gerade die ronkalischen Schlüsse waren nichts als ein neuer Stoff für die Flamme des Kriegs, und sie dienten nur

*) Radevic. L. 2. C. 9.

dazu, das bisherige italiänische System zu seinem Nachtheil und zum Verderben des hohenstaufischen Hauses zu verändern. Hätte er auch wännen können, daß sich die freie Bürgerschaft einer Stadt wie Mailand unter das Joch der ronkalischen Schlüsse schmiegen werde; und daß er dies glaubte, deutet vielleicht die Milderung seiner Rechte an, wodurch er dieselben erträglicher zu machen suchte: wie konnte er sich vorstellen, daß der heilige Vater, dessen Herrschaft zertrümmert war, sobald die ronkalischen Schlüsse in Ausübung kamen, es gelassen ansehen werde, wie ein unerschütterlicher Grund für die kaiserliche Macht gelegt ward? Adrian that von nun an alles, um mit Fridrich zu brechen, und in das Interesse der lombardischen Städte das seinige auf das künstlichste zu verweben: ein solcher Bund zwischen der geistlichen Politik und dem Freiheitssinne des dritten Standes ward die

Klippe, an welcher die höchste ritterliche Tapferkeit scheitern mußte!

Kaum waren die Schlüsse des ronkalischen Reichstages bekannt geworden, so erhob Adrian seine vorigen Klagen gegen den Kaiser, und sann auf Kleinigkeiten, wodurch er den Stolz desselben gerade zu der Zeit, da die volle Blüthe seiner Macht auszubrechen schien, kränken könnte. So sandte er ihm ein Schreiben durch einen Boten vom niedrigsten Pöbel, der sich wegschlich, ehe es vorgelesen wurde. Fridrich unterdrückte seinen Zorn und antwortete durch einen Gesandten von ausgezeichnetem Range; aber ein Geschäft, welches dieser auch zu besorgen hatte, verrieth den Grund dieser Selbstüberwindung. Um den Grafen Guido von Blandrate immer mehr für das kaiserliche Interesse zu gewinnen, hatte man die Wahl seines Sohnes zum Bischof

von Ravenna veranstaltet, und hoffte die Beistimmung des Papstes um so leichter zu erhalten, da er den jungen Mann wegen besonderer Vorzüge schon in seiner eigenen Diözese befördert hatte. Allein es wäre sehr unpolitisch von ihm gewesen, der Macht des Kaisers in Italien eine neue Stütze im Bischof von Ravenna, und in Mailand besonders, durch die Erhebung des Hauses Blandrate zu geben. Er verweigerte daher die Bestätigung der Wahl unter dem Vorwande, daß eben die schönen Eigenschaften des Erwählten es ihm nicht erlaubten, die Kirche von Rom einer solchen Zierde zu berauben. Ueber die wahre Ursache vom Betragen des heiligen Vaters brauchte man nicht erst durch die Briefe von ihm, worin er Mailand und andre lombardische Städte zum Aufstande gegen den Kaiser reizte, und welche man aufgefangen haben soll, belehrt zu werden *).

*) Radev. L. 2. C. 15 — 20.

Zum neuen Aufstande hatte es der Verführung von Rom aus gewiß nicht bedurft, denn man braucht nicht einmal Rücksicht auf den ungestümen Geist der Freiheit in der Lombardei zu nehmen, um einen neuen Krieg zu erwarten und es hart zu finden, wenn nach solchen Grundsätzen, wie die ronkalischen Schlüsse enthielten, nun eine gänzliche Revolution in Verhältnissen vorgehn sollte, welche sich durch das Bedürfnis allmählig gebildet hatten. Die persönlichen Vorzüge des Kanzlers Reinald und des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, welche nach Mailand gesandt wurden, um hier jenen Schlüssen gemäß alles anzuordnen, konnten einen Aufruhr des Volks, der selbst ihrem Leben gefährlich ward, nicht verhindern. Wenige Städte ließen sich ruhig die kaiserlichen Podestas gefallen; für die meisten war die Empörung der Mailänder das Feldgeschrei der Freiheit. Fridrich schwieg bei

der Nachricht davon. Es war in seiner Gemüthsart, den Unmuth erst in sich groß wachsen und dann mit hinreissender Gewalt hervorspringen zu lassen. Nach jener Sitte erhabener Seelen, welche sich die schleichende Politik der neuern Zeit, wie manche Weise größerer Regenten, mit kleinem Geist angewöhnt hat, daß ihnen sich nämlich ihre Angelegenheit als eine Sache der Menschheit darstellt, redete er endlich voll Kraft an einem festlichen Tage, in einer Versammlung von deutschen und italiänischen Großen gegen die Mailänder. Wahrlich, rief er aus in der Mitte der Rede, die Schwüre, welche sie verhöhnten, der Bund, den sie zerrissen, die beleidigten Gesetze der Gesandtschaft, welche Barbaren selbst heilig halten, werden kriegen gegen diese Verbrecher. Erschüttert durch seine Beredtsamkeit wollte der eine vor dem andern etwas erwiedern, bis zuletzt der Bischof von Piacenza für alle sprach.

Es sei freilich, äusserte er, eben so leicht für den Kaiser die schon besieigten jetzt noch einmal zu überwinden, als die Empörung beim ersten Aufruhr bestraft zu haben; noch hätten das Reich und Friedrichs Körper und Geist dieselbe Kraft, seine Heere dieselbe Tapferkeit und Begeisterung für ihn. Aber doch möge er die Feinde nicht verfolgen, wie sie es verdienten, sondern wie es ihm geziemte, und die Macht der Gesetze noch einmal vor der Gewalt gegen sie versuchen *).

Jede Aeusserung der Mailänder bei dem rechtlichen Verfahren gegen sie bewies hinlänglich, dass sie durchaus nicht hoften, auf eine friedliche Weise ihr Verhältniss zu dem Kaiser bestimmen zu können, und dieser sandte schnelle Botschaft an seine Gemahlin

*) Radev. L. 2. C. 21. 23, 24. — Otto Morenae hist. p. 1023.

und den Herzog Heinrich von Sachsen und Baiern, an die Bischöfe und die übrigen Großen des Reichs, daß sie zu einem neuen Zug über die Alpen sich kräftig rüsten möchten. Mit seiner gewöhnlichen Raschheit bereitete er in Italien alles zum Kriege vor, indem er mit einem hellen Blick seine ganze Lage überschaute. Besonders that er alles, das neuerbaute Lodi fast unüberwindlich fest zu machen, um seinem Herzen und der Dankbarkeit eben so wie den Regeln der Klugheit Genüge zu leisten, denn wo konnte er einen bessern Mittelpunkt für seine Kriegsunternehmungen finden, als in der Mitte seiner treuesten Freunde, welchen ein tödtlicher Haß gegen die Mailänder zur Nothwendigkeit geworden war, als in der Stadt, von welcher aus er seine beiden ärgsten Feindinnen, Mailand und Crema leicht zu erreichen vermochte? Gegen jenes schleuderte er schon um Ostern 1159 den Reichsbann,

die Bürger wurden der Sklaverei, alle ihre Güter dem Raube zugesprochen; und über dieses sollte das Gewitter noch schneller losbrechen, weil es die Stütze von jenem war und man glaubte es leichter stürzen zu können. Auch hatte es nicht weniger rasch die Gesandten des Kaisers gemishandelt *).

Der Krieg fing von Seiten der Mailänder zuerst an indem sie Tretium, in welches Friedrich Besatzung gelegt hatte, einnahmen, ehe er zu Hülfe kommen konnte. Er rächte sich aber dafür nicht nur in den Niederlagen, welche sie in kleinen Gefechten erlitten, die nun lebhaft begannen, sondern vorzüglich durch unaufhörliche verwüstende Einfälle in ihr Gebiet, indem er vorhersah, daß diese mächtige Stadt auch alsdann, wenn nun der ganze Sturm seiner Waffen gegen sie gerich-

*) Rader. L. 2. C. 25. — 30. Otto Mor. p. 1021.
Otton. de S. Blasio chron. C. 15.

tet wurde, mehr durch Hunger als durch diese fallen müsse. Ihre Einwohner, geschreckt durch einen solchen Plan, erlaubten sich nun jedes Mittel, um diesen furchtbaren Helden aus dem Wege zu räumen und mit ihm zugleich das verhasste Lodi zu vertilgen. Als er bei dieser Stadt sein Lager hatte, kam ein ungeheuer großer, starker, dem Anscheine nach blödsinniger Kerl in dasselbe; die Lockungen und Versprechungen der Mailänder hatten ihn zum Verbrechen abgeschickt. Seine Geberden und Handlungen dienten zur Unterhaltung der Krieger; als ein Gegenstand ihres Witzes und Spottes war er in allen Zelten willkommen. Er hielt sich am liebsten in der Nähe des kaiserlichen auf, welches hart am Ufer der Abdna stand; wer hier strauchelte und fiel, lief Gefahr an dem abschüssigen Felsen zerschmettert oder vom Strudel des Flusses verschlungen zu werden. Hier lauernd auf

Gelegenheit zur Frevelthat sah er an einem Morgen in der ersten Dämmerung den Kaiser aus seinem Schlafzelte gehn, um seiner Sitte gemäß vor den Reliquien von Heiligen sein frühes Gebet zu verrichten. Der Verbrecher sprang auf ihn zu und umfasste ihn, suchte ihn nach dem Abgrunde zu ziehen, zu tragen. Beide strengten ihre ganze Kraft an, verwickelten sich in den Stricken der Zelte und fielen nieder. Der Kaiser rief, einige Krieger aus dem Schlaf geschreckt, eilten herbei, ergriffen das Ungeheuer, überhäuften es mit Qualen, stürzten es in den Abgrund hinab *).

Dieser Anschlag war den Mailändern nicht gelungen. Darauf ließen sich acht von ihnen erkaufen, daß sie Lodi in Brand stecken

*) Radev. L. 2. C. 32 — 36. Otto Mor. p. 1023. 25.
Chronicon Alberti abbatis Stadensis. Helmst.
1587. 4. p. 192.

sollten, und schlichen sich unter mancherlei Verkleidungen in die Stadt. In einer stürmischen Nacht suchte einer von ihnen das Vorhaben auszuführen, und hatte schon in mehrere Häuser Feuer geworfen, als er von den Wächtern überfallen wurde. Er gestand das ganze Unternehmen und starb, so wie es Tag ward, an einem Galgen, der gegen Mailand gerichtet war. Dasselbe Schicksal traf einen seiner Genossen, der in der Kleidung eines Mönches umherschlich, und die übrigen scheinen nun an der Ausführung ihres Versprechens verzweifelt zu haben *).

Kaum waren Fridrich und seine geliebte Stadt diesen Gefahren glücklich entgangen, so erhielt er auf eine geheimnißvolle Weise die warnende Nachricht, der furchtbarste Verbrecher sei nach Italien gekommen, um ihm nach dem Leben zu stellen; er wäre

*) Radev. L. 2. C. 37.

ein Spanier oder ein Araber, ein Greis, einäugig, scheuslich von Angesicht, tückisch in seinen Anschlägen und erfahrner in der Giftmischerei, als alle seine Vorgänger; er hätte ungefähr zwanzig Genossen oder Schüler, alle des Todes Verräther gleich ihm, und erfüllt von dem schrecklichen Wahn, daß sie einen ewigen Ruhm durch die Ermordung des Kaisers erlangen würden. Kleine kostbare Geschenke, Arzneien, Sporne, Zügel, Ringe, brächte jenes Scheusal mit sich; berührte sie die unbedeckte Hand Friedrichs, so wäre er des Todes, denn sie wären mit einem tödtlichen Gift bestrichen; doch führte jener auch einen verborgenen Dolch an seiner Seite und würde mit ihm die Schandthat vollbringen, wenn sie mit Gift nicht gelänge. Sehr wenigen theilte der Kaiser diese Nachricht mit; sie sahn nicht ohne Grauen der sonderbaren Erscheinung entgegen. Sie kam, wie sie beschrieben war,

und ward festgehalten. Man versprach dem alten Zauberer die Erlassung jeder Todesstrafe, wenn er gestehn wollte, auf wessen Antrieb er zu dieser Schandthat geeilt sei? Er verhöhnte aber alle Fragen und Martern, und drohte, wagte man sich an sein Leben, so würde der Kaiser unfehlbar sogleich mit ihm sterben. Dieser verachtete seine Drohung und bestrafte ihn mit dem Tode am Kreuze *).

Auch einem Helden wäre es zu verzeihen gewesen, wenn er seinen Geist mitten in der höchsten Anstrengung, seine Ideale wirklich zu machen, von Schwermuth nicht frei erhalten hätte, indem er jeden Augenblick vor dem Meuchelmord zittern mußte: Fridrichs Heiterkeit und Muth scheinen immer unbeschattet geblieben zu seyn, obgleich von nun an sein Leben durch die

*) Radev. L. 2. C. 37.

Nachstellungen von zwanzig fanatischen Ver-
räthern aller Qual und des Todes bedroht
wurde. Entschlossen, nie zu ruhn als am
Ziele, fing er an Crema im Julius 1159 zu
belagern, ehe er Verstärkung aus Deutsche-
land erhalten hatte, denn erst während der
Belagerung stießen im August seine Gemah-
lin und Herzog Heinrich von Sachsen und
Baiern nebst andern Großen zu seinem
Heere *). Doch glich sein heitrer Muth
bei weitem nicht der Freude, mit welcher
die Einwohner von Cremona zum Kampfe
mit Crema zogen. Dieses hatte nämlich zu
ihrer Grafschaft und Diözese gehört, ihnen
alle Verbindung aufgekündigt und sich zu
Mailand gesellt. Unnatürlich schien ihnen
dieses Betragen, die Tochter hatte sich gleich-
sam gegen die Mutter empört, und es ließe
sich daher erwarten, daß die Belagerung der

*) Rader. L. 2. C. 38. 39. Otto Morena p. 1027. 338

Stadt durch die gegenseitige Erbitterung von Menschen, die ehemals in so trauter Vereinigung waren, noch mehr als durch den Freiheitssinn derer von Crema und den beleidigten Stolz des Kaisers zum blutigen Schauspiele werden müsse.

Durch Krieger von Mailand und Brescia verstärkt zog eine Schaar aus der befehdeten Stadt dem heranziehenden Heer entgegen und mußte nach einem hartnäckigen Gefecht hinter die Mauern zurückfliehn. Crema lag zwar auf einer Ebene, war aber durch eine doppelte hohe Mauer, durch tiefe Gräben voll Wasser und auf der einen Seite durch eine sumpfige Gegend, mehr noch durch den selbst zu dieser Zeit, selbst in der Lombardei ausgezeichneten Geist seiner Bürger beschirmt. Als die Macht von Cremona vor dem einen Thore, die deutschen Fürsten vor dem andern lagen, blieben sie

standhaft; als Fridrich nach der Rückkehr von einem der Streifzüge, auf welchen er in Verbindung mit den Einwohnern von Pavia und Lodi unaufhörlich die Mailänder siegreich befehdete, ihnen noch einmal Gnade anbot, wenn sie den ronkalischen Schlüssen gehorchen wollten, antworteten sie hochgesinnt, und die Frauen führten Reihen durch die Strassen mit dem Gesange, daß auch dieser Kaiser wie Lothar ohne Lorbeeren von ihnen werde zurückweichen müssen. Dadurch ward der Zorn der Deutschen immer höher getrieben, und stieg bis zur Grausamkeit, da der Widerstand der Belagerten zugleich mit ihrem Unglück und Elend vermehrt wurde. Es verging kein Tag ohne blutigen Kampf. Manche Maschine der Belagerer, mancher Thurm ging in Brand auf, mancher Held unter den Deutschen erhielt tödtliche Wunden: die Belagerten, von Hunger entkräftet, rühmten sich laut ihrer

Thaten, und machten jeden Angriff zu Schanden, indem von den deutschen Fürsten, welche die Thore der Stadt unter sich getheilt hatten, wetteifernd sich jeder bemühte, den Feind am meisten zu bedrängen *).

Als eines Tages die Belagerten erfuhren, daß sich der Kaiser von seinem Thor entfernt habe, um seine Gemahlin auf einem benachbarten Schloß zu besuchen, thaten sie einen wütenden Ausfall gegen seine Gezelte, und die Deutschen, das Kleinod ihres ganzen Lagers zu vertheidigen, warfen sich ihnen gleich wütend entgegen. So stromweise war während der Belagerung das Blut noch nicht geflossen, als an diesem Tage; die Sonne sank und die Bürger von Crema nebst denen von Mailand und Brescia, welche mit ihnen fochten, waren noch keinen Fußtritt zurück-

*) Radev. L. 2. C. 39. 40. 42. 44. Chron. abbat. Ursperg p. 220.

gewichen, die überhandnehmende Finsternis trennte die rasenden Parthien. Bald darauf stürmte der Feind mit Fackeln und Pechkränzen in der Hand gegen die Belagerungsmaschinen in der Gegend, wo Konrad, der Bruder des Kaisers sein Lager hatte. Das laute Geschrei, mit welchem er heraustrürzte, das Tosen des Widerstandes rief die Krieger aus den andern Gegenden bei der Stadt sogleich herzu, und der Strom wuchs so, daß die Belagerten bald zurückgedrängt wurden. Zu entkräftet, zu verwundet, vielleicht auch vom Schrecken übermeistert vermochte eine große Menge nicht, das Thor zu erreichen, und stürzte sich in den Stadtgraben, der mit Wasser angefüllt war. Vier von den ersten Gefangnen wurden sogleich schrecklich hingerichtet. Dem einen ward der Kopf abgeschnitten, dem zweiten wurden die Füße abgerissen, dem dritten beide Arme zerschmettert, der vierte ward getödtet nach

unsäglich Qual. Todt oder jammernd voll Sehnsucht nach dem Tode lagen sie auf dem Felde, indem ihre Mitbürger zur Nachtzeit traurig die befreundeten Leichen aus dem Graben zogen. Zu gleicher Grausamkeit entflammt sahen diese nachher, wie man im feindlichen Lager mit den abgeschnittenen Köpfen der Ihrigen wie mit Bällen spielte, die man von einer Hand in die andre wirft, schleppten einige von ihren Gefangenen hinauf und zerrissen sie Glied vor Glied auf den Mauern, ein Schauer erregendes Schauspiel für die Belagerer! Sogleich gab Fridrich Befehl, daß einige Gefangne vor den Mauern der Stadt aufgehenkt werden sollten, und kaum war der Befehl vollzogen, so sah er auch schon, daß die Belagerten einige von seinen Kriegen an das Kreuz schlugen. Grausamkeit stand nun gegen Grausamkeit, und es begann ein empörender Wettstreit, welche Parthie die andre an Unmenschlichkeit übertref-

fen könnte. „So wahrhaftig ihr unterliegen werdet, rief der Kaiser gegen die Feinde aus, vermehrte meine Menschlichkeit doch eure Frechheit. Ich hatte Mitleid mit euren Gefangnen, ich bewahrte euren Geisseln die versprochene Sicherheit, ich hielt die Krieger zurück, die nach eurem Blute dürsteten. Alles dessen habt ihr keine Acht und fodert mich auf zum Verderben eurer Söhne und eurer Verwandten. Ich will die Gestze des Krieges gebrauchen, will wetteifern mit eurer Halsstarrigkeit, will derer nicht schonen, für welche ihr keine Schonung gewollt habt.“ Durch solche Gründe suchte er die Stimme zu betäuben, die er in seinem Innern gegen die Grausamkeiten vernahm, auf welche er nun sann. Freilich betrachtete er nicht ohne Grund die Bürger von Crema als Empörer, für welche kein Schicksal zu hart seyn konnte; freilich war die erste grausame Handlung, die eine so schreckliche Reihe von Szenen

nach sich zog, von den Deutschen in der Hitze des Gefechts verübt und sogleich durch besonnene, grössere Grausamkeit beantwortet worden; auch ward seine ungeduldige Sehnsucht nach Mailands Untergang durch den langen Widerstand der Belagerten auf das höchste gespannt, und vielleicht konnten die deutschen Krieger dadurch so lange beschäftigt werden, daß sie nach ihrer Heimath zurückkehrten, ohne weitere Unternehmungen in Italien; freilich durfte er endlich die Geisseln für die verletzte Treue nach dem Kriebsrechte mit dem Tode bestrafen, und die unmenschliche Wuth der Bürger von Cremona, Pavia und Lodi, die in seinem Lager versammelt waren, gegen die von Crema und Mailand war nicht geschickt, ihn zur Milde zu stimmen; aber dennoch hat er sich selbst von aller Schuld bei dieser Belagerung gewiß nie frei gesprochen, wenigstens schrie das Blut seiner eignen gefangnen Krieger,

die in Crema vor seinen Augen unter unsäglichen Qualen starben, laut gegen seine Wuth und Politik; jeder angstvolle Schrei der von ihm Hingerichteten fand sein Echo in der belagerten Stadt. Sonst hat er sein ganzes Leben hindurch sich nie zu eigentlicher Grausamkeit verführen lassen, und darum verhallte dies Echo gewifs nie vor seinen Ohren.

Er liess durch die Stimme des Herolds den Belagerten kund thun, es möchte keiner mehr zu ihm fliehn, es wäre an kein Heil für sie mehr zu denken und er riethe ihnen, nun ihre gesammte Kraft auf das höchste anzustrengen. Darauf wurden auf seinen Befehl sechs vornehme Mailänder aus den Geschlechtern von Capitaneen und Vassoren zum Tode herbeigeführt: man hatte sie ergriffen, indem sie mit Bürgern von Piacenza, das nur mit verstelltem Gehorsam

dem Kaiser noch anhing, geheime Unterredungen hielten. Ihnen folgten vierzig Geiseln, gleichfalls zu Opfern unerhörter Kriegeswuth bestimmt. Da eilten die Bischöfe und Aebte und andre heilige Männer herbei, und flehten Fridrich an, daß er, welcher ein Quell der Barmherzigkeit seyn solle, sich nicht zu einer Raserei, ähnlich der Wuth jener Verbrecher in der Stadt, wolle verleiten lassen. Seine innere Stimme sprach gleich dieser Bitte, und doch konnte er seinen Zorn nicht ganz bezwingen: neun von den Gefangnen wurden vor den Augen der Bürger von Crema aufgeknüpft *).

Unterdessen waren die Belagerungsmaschinen sehr vervielfacht und vervollkommnet, besonders erwartete man große Wirkungen von einem ungeheuern Thurm, welchen die

*) Otto Morena p. 1035. 1041. Radev. L. 2. C. 45. 46.

Krieger von Cremona erbaut hatten. Sie und die Deutschen rückten kühn mit demselben gegen die Stadt an, aber mit fünf grossen Manganen begegneten ihnen die Feinde sogleich. Fridrich fürchtete, sein vornehmstes Werk möchte zerstört werden, und hoffte ein sichres Mittel, es zu schützen, gefunden zu haben. Die Belagerten, anfänglich in dem Wahn, daß ihre Sinne sie täuschten, sahn zwanzig von ihren und den Mailändischen Geisseln an dem hohen Thurm der Belagerer angefesselt; es waren grösstentheils Jünglinge und Knaben aus den edelsten Geschlechtern. Mit welchem Gemüth hätte es der Fremdling gewagt, auf diese Unschuldigen, die sich auf die Treue ihrer Vaterstadt verliessen, den tödtenden oder nur die Gebeine zerschmetternden Stein zu schleudern? wie sollte nun der Bruder den Bruder, der Grossvater den geliebten Enkel, der Vater den patriotischen Sohn qualvoll hinrichten?

Durch die Gefangenschaft waren sie schon Märtyrer für das Vaterland geworden; nun saßen sie da auf Brettern, welche am Thurm befestigt waren, und über ihre Schultern hatte man Stricke geschlungen. So erwarteten sie den schrecklichsten Tod, oder vielmehr erwarteten ihn nicht, denn sie winkten liebevoll ihren Vätern und Brüdern zu, und diese auf den Mauern der Stadt wehklagten und flehten bei ihren Mitbürgern für die Erhaltung ihrer Geliebten. Da erhob sich hier ein Bürger von Crema und sprach mit gewaltiger Stimme:

„O ihr Seeligen, daß es euch glücken wird, gut zu sterben, anstatt schlecht zu leben! fürchtet den Tod nicht; durch ihn werdet ihr großem Uebel entgehn. Wären wir tapfre Kämpfer für die Freiheit, so bedürfte es auch hier keines Zögerns, ich brauchte nicht als Herold hier zum Angriff

zu rufen. Denn giebt der Tod den Seelen nicht Freiheit? Die für das Vaterland sterben, die Seeligen haben schon im Tode den Rang der Unsterblichkeit empfangen. Wie viele von unsern Vorfahren kamen nach diesem Glauben im Feuer und auf der Marterbank um, oder dienten, halbverschlungen von wilden Thieren, noch lebend zum zweiten Male derselben! Wir sind elender als ihr Gefesselten, wir die noch leben und den so oft gewünschten Tod nicht zu umarmen vermochten. Wenn jeder von uns bei sich erwägt, wie er die Frauen zur Schande wird abgeführt sehn, wie der eine, die Hände auf den Rücken gefesselt, die Stimme des Sohnes vernehmen wird, welche den Vater ruft, und der andre die unglücklichen Greise schauen muß, wann sie bei der Asche der Vaterstadt sitzen: wer vermag alsdann noch den Anblick der Sonne zu dulden, auch wenn er ohne Gefahr leben könnte! O ich

wünsche uns alle tief unter die Erde, ehe wir es sehn, daß die Hände derer von Cremona unsre Stadt niederreißen, und der heilige Boden der Väter durch die verruchten Arme derer von Pavia zerwühlt werde.“

Indefs der Begeisterte also redete, sprang bald dieser bald jener hinzu und unterbrach ihn rufend, ergriff die Versammelten die ungeheure Nothwendigkeit für die Vaterstadt als Trost für ihren eignen Schmerz: eine Wolke von Steinen stürmte gegen den hohen Thurm der Belagerer; es däuchte diesen unglaublich, daß so große Felsenstücke, als geschleudert wurden, durch menschliche Kraft könnten bewegt werden; das Jammergeschrei der gefesselten Märtyrer verlor sich in dem Getöse, denn Tag und Nacht währte der Kampf. Schon waren neun von ihnen getödtet, einige hingen lebend mit zer- schmetterten Gliedern herab, und der Thurm

war sehr beschädigt. Da gab Fridrich Befehl, ihn zurückzuziehn, und die lebenden herabzunehmen *).

Mit unglaublicher Anstrengung wurden nun die Belagerung und Vertheidigung fortgesetzt. Fast alle Maschinen waren hart bis an die Mauern von Crema vorgerückt, die Oeffnungen, welche in diese gebrochen waren, wurden kaum durch neuaufgeführte Werke gedeckt, da entfloh aus der Stadt der Meister Marchese, welcher bisher die Gegenanstalten der Belagerten mit wunderbarer Kunst bereitet und gelenkt hatte. Es hieß, daß er schon längst dem Kaiser, und denen von Cremona sei zugethan gewesen und man ihn mit Gewalt in Crema zurückgehalten habe; vorzüglich aber bewog ihn zur Flucht das

*) Radev. L. 2. C. 47. Otto Morena. p. 1037. 39.

Sire Raul de rebus gestis Friderici I. p. 1183.

Chron. abb. Urspr. p. 220.

Geld, welches ihm von den Anführern des belagernden Heeres versprochen war. Bei diesem langte er zur Nachtzeit mitten durch das Wasser des Stadtgrabens an. Man nahm ihn mit desto mehr Freude auf, je überdrüssiger man der langen Belagerung war, bei der schrecklichsten Kälte des Winters, die mit Regenwetter wechselte; und Marchese sann alsobald auf ein neues Werk, wodurch er die Erwartungen von ihm noch übertreffen wollte.

Als dasselbe fertig geworden, eine große Maschine, an welcher eine lange Brücke war, die man in der Ferne auf die Mauer der belagerten Stadt werfen konnte, beschloß Friedrich einen allgemeinen Sturm zu wagen. Seine hölzerne Burg stand neben der Maschine des Meisters Marchese, und beide wurden mit auserlesenen Kriegern angefüllt. Die Feldmusik in dem ganzen Lager verkündig-

te denen von Crema an einem Morgen den Sturm, und sie sahn bald um ihre Stadt her die Krieger in den Waffen, aber nicht ohne freudigen Muth, entschlossen tapfrer zu fechten, als jemals. Das Zeichen ward gegeben; von unten herauf und von oben herab stürmten die Belagerer schrecklich, doch jene, reich an Thaten, worüber diese erstaunten, warfen die Brücken, die an ihre Mauern geschlagen wurden sogleich wieder hinab oder besetzten sie selber, und die auf Leitern hinaufklimmten, fanden Mann für Mann eine Kraft des Widerstandes, die keinen Versuch gelingen liefs; besonders war unter diesen letzten Otto von Wittelsbach wie ein schäumender Eber; oft von der Mauer herabgeschleudert begann er stets von neuem den Sturm. Dennoch waren diese von unten herauf stürmenden durch den Kampf derjenigen, die oben von den Belagerungsmaschinen her angriffen, einigermaßen

beschirmt. Aus der hölzernen Burg des Kaisers, wo sein Bruder Herzog Konrad den Befehl hatte, bedrängte man den Feind unbeschreiblich, weniger geschah es durch die Fürsten und Ritter, welche das Werk des Meisters Marchese besetzt hatten. Als man auf den Brücken, die von jener zur Mauer führten, vorgedrungen war, stürzte sich der Fahnenträger des Herzogs zur Erde hinunter in die Mitte der Krieger von Crema, und hoffte, daß alle übrigen ihm nachfolgen würden. Wüthend drang er vorwärts gegen die Menge, verlassen von seinen Genossen, niemand wagte ihm von vorn zu begegnen, ein Bürger schlug ihn mit einer langen Streitaxt von hinten nieder. Der Herzog selbst begeistert durch das Beispiel dieses Helden, wagte sich mit wenigen Rittern nah an die Feinde, welche zu derselben Zeit einen Theil von der Brücke zerstörten. Da ihm seine übrigen Krieger nun nicht folgen konnten,

musste er sich schnell zurückziehen, und einige der mit ihm vorgedrungenen Ritter, welche dies nicht mehr wagen durften, stürzten sich in den Graben hinab, um sich zu retten. Nicht lange nachher wurde ein allgemeiner Rückzug befohlen, und so war durch diesen blutigen Tag die Hoffnung, Crema zu erobern, noch mehr entfernt worden*).

Die Belagrer begnügten sich nun damit, von ihren hohen Werken herab, auf welchen ihnen keine Bewegung in der Stadt entgehen konnte, ununterbrochen nach den Einwohnern derselben zu zielen, und es gelang ihnen, sie dadurch zu schwächen; Fridrich selbst, der ausserordentlich geschickt im Pfeilschiessen war, erlegte eine große Anzahl der Feinde. Diese vermochten dagegen nicht die Maschinen durch ihre sinnreichen Er-

*) Otto Morena p. 1045. 47. 49. Radev. L. 2. C. 47.

48. 49.

findungen und ungestümen Ausfälle zu zerstören. Dennoch schien an keine Uebergabe der Festung gedacht werden zu müssen, da sie hinlänglich mit Lebensmitteln versorgt war. Welche Empfindungen in dem Kaiser in Hinsicht auf seinen Plan zur Unterjochung Italiens wol aufsteigen mochten, als er sich im Anfang des Jahrs 1160 noch vor Crema sah, dessen Belagerung man mit solcher Verachtung angefangen hatte, daß ein Schwarm von Menschen, die man zum Spott über jenen enthusiastischen Mann, welcher den Reichthum der Geistlichkeit befehdet hatte, Arnolds Söhne nannte, zuerst zu derselben abgeschickt wurde *).

Sicher war ihm die unvermuthete Erscheinung von Gesandten Cremas bei seinem Lager willkommen. Nachdem sich die Bürger bis in die Verschanzungen hinter der zwei-

*) Otto Morena. p. 1031. Radev. L. 2. C. 49.

ten Mauer hatten zurückziehn müssen, und sie nicht ohne Bangigkeit erwogen, daß Friedrichs Standhaftigkeit nie von einer angefangnen Unternehmung ablasse, das Schicksal der Stadt aber fürchterlich seyn werde, wenn sie der Gewalt oder dem Zufall endlich unterläge; und die Mailänder, um ihr eignes Vaterland nicht von Vertheidigern zu entblößen, vielleicht auch aus Mangel an umfassender Politik, nichts entscheidendes für sie thun würden; auch viele der bisher so tapfern Streiter für die Freiheit entwichen und eine große Menge diesem Beispiele zu folgen eilte: so dachten sie endlich an friedliche Unterwerfung. Die Gesandtschaft verlangte durch den Patriarchen von Aquileja und den Herzog Heinrich von Sachsen und Baiern mit dem Kaiser zu unterhandeln, welcher seine ehemalige Drohung, daß keiner aus der Stadt mehr unverseht zu ihm kommen sollte, gern scheint

vergessen zu haben. Sie stützten sich bei den Unterhandlungen vorzüglich auf den Vorwand, daß ihre Vaterstadt eigentlich nur gegen die von Cremona, nicht gegen den Kaiser die Waffen geführt habe, nicht jenen, nur diesem und ihrem Gott wollten sie gehorchen. Ohne Widerrede nahmen die Konsuln und der Senat folgende von Fridrich zugestandene Bedingungen der Uebergabe der Stadt an: die Bürger von Mailand und Brescia in derselben sollten mit Zurücklassung ihrer Waffen und ihrer übrigen Gabe nur ihr Leben retten, die Einwohner Cremas hingegen von jedem Alter und Geschlecht dürften so viel von ihren Gütern bei dem Auszuge mitnehmen, als sie auf einmal tragen könnten. Am sechsten Februar ward dieser Vertrag geschlossen, und am folgenden Tage zogen alle Einwohner aus, ungefähr zwanzigtausend Menschen. Fridrich war jetzt so mild, daß er an beschwerlichen Stellen die

Ausziehenden selbst unterstützte und einen Kranken auf seinen Armen durch einen engen Paß trug; auch war es ein rührender Anblick, wie hier eine Mutter ihre kleinen Kinder, dort die Frauen ihre verwundeten Männer statt aller Habe herausstrugen. Die Festung ward sogleich der Plünderung preis gegeben. Diejenigen, welche zuletzt hineindrangen, fanden schon alle Beute hinweggenommen. Aus Neid legten sie in verschiedenen Gegenden Feuer an; fast die ganze Stadt ward eingeäschert und niederrissen, die von Cremona und Lodi zerstörten auch einige Kirchen, die Mauern wurden geschleift und der Stadtgraben ward ausgefüllt. So fiel Crema, nicht ohne Ruhm wegen seines langen und heldenmässigen Kampfes für die Freiheit *).

*) Chronicon abbat. Urspr. p. 220. 21. Otto Mor.

p. 1049. 51. Radev. L. 2. C. 50 — 53.

Während der Belagerung dieser Stadt war der Streit zwischen dem päpstlichen Stuhl und dem Kaiser auf das heftigste entbrannt, nachdem Adrian vorher schon alles gethan hatte, um ihn von neuem anzufachen. Es ist zu fürchten, schrieb der Bischof Eberhard von Babenberg an einen Kardinal, daß zuletzt, wenn sich so Worte an Worten reiben, eine Flamme hervorschlage, welche sich über das Reich und das Gebiet der Geistlichen verbreitet; man muß vielmehr suchen das Feuer zu unterdrücken, als darüber streiten, von welcher Seite es angefangen habe. Allein beide Parthien waren von einer solchen Mäßigkeit entfernt, und mußten es seyn, da ihre Grundsätze so sehr von einander abwichen. Wenn der Papst sich beschwerte, daß der Kaiser von den Bischöfen, welche doch Götter wären, die Lehnspflicht und den Eid der Treue fodere, und in den Briefen an ihn seinen Namen voransetze:

so behauptete dieser dagegen, die Bischöfe, welche Regalien besäßen, müßten sie entweder zurückstellen, oder zugleich auch Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist, geben; seinen Namen setzte er voraus nach dem Beispiele der alten Kaiser, denn die Reichswürde und die Krone habe er von seinen Vorfahren, die Kirche dagegen alles, was sie besitze, von der Freigebigkeit der Fürsten. Von nun an fanden auch die Gesandten der römischen Bürger mit ihren Reden mehr Eingang bei Friedrich. Sogleich führte der Papst unter vielen andern Forderungen an ihn auch die auf, daß er keinen Gesandten ohne Erlaubniß des päpstlichen Stuhls nach Rom schicken solle, weil diesem daselbst alle Regalien gehörten. Vergebens that darauf der Kaiser den Vorschlag, daß er sechs Bischöfe, Adrian sechs Kardinäle zu Schiedsrichtern von untadelhaftem Ruf ernennen sollte, durch welche

der ganze Streit geschlichtet würde, denn der Papst berief sich auf den alten Grundsatz, daß er keinen Richter über sich erkenne. Er trat dagegen in einen engen Bund mit Sicilien, den Städten Mailand und Brescia, und mit den meisten Kardinälen, daß kein Glied desselben die andern verlassen und ohne ihre Einwilligung Gnade und Freundschaft des Kaisers suchen dürfte; stürbe der gegenwärtige Papst, so sollten die Kardinäle den neuen aus der Mitte der Verbündeten wählen *).

Durch diese Verbindung hatte nun die Parthie von Kardinälen, welche gegen Fridrich war, obgleich an sich schon die zahlreichste, neue Kräfte gewonnen. Das Interesse der größten Stadt in der Lombardei war mit dem ihrigen verbunden, woge-

*) Radev. L. 2. C. 19. 20. 30. 31. Chron. abbat. Ursp. p. 221. Baron. ad. a. 1159. N. IV.

gen alle die Städte, welche für die kaiserliche Macht zu kämpfen schienen, der Natur der Sache nach ein Interesse gegen dieselbe hatten, und nur als Feindinnen Mailands für sie strebten. Es war aber nicht der dritte Stand in der Lombardei, welchen jene Parthie der Kardinäle als ihre vornehmste Stütze betrachtete, sondern diese war vielmehr der König von Sicilien; und darum führte sie auch den Namen der sicilianischen. Für die damalige Politik, welche die Kräfte des dritten Standes, der für die Freiheit entflammt ist, doch nicht hoch genug in Vergleichung mit der Macht der Kaiser schätzen konnte, war es immer wahrscheinlich, daß Oberitalien sich dem Stolze Fridrichs unterwerfen mußte, und dann war für das päpstliche Ansehn keine Rettung, als in der ungestümen Gewalt und räuberischen Herrschsucht der Normänner in Sicilien. Freilich hatte man Beispiele von diesen genug, daß sie

das Gebiet des heiligen Vaters so wenig in Ehren hielten, wie alles übrige Land; aber doch konnte ihnen leichter Widerstand geleistet werden, als dem Strome der deutschen Kraft, wenn er ungehindert die Alpen und Apenninen hinab durch Italien herbrauste; dann hatten sie auch zugleich gezeigt, wie trefflich sie einsahen, daß die Freundschaft der Nachfolger von Petrus ihren Raub in den Augen der Welt heiligen konnte; und zuletzt half alles gute Verständniß mit dem entfernten Kaiser dem Papst und den Kardinälen doch nicht so geschwind gegen die Gährungen des römischen Volks und Adels, als der Beistand des nahen Königs von Sicilien. Schien es auch nicht, als wenn die Normänner, nun schon so lange in Italien, endlich als Einheimische betrachtet werden könnten, da man die verhaßten Deutschen hingegen mit dem Namen der verruchtesten Barbaren brandmarkte?

Alle diese Gründe hatten die schwächere Zahl der Kardinäle nicht abgehalten, sich für den hohenstaufenschen Helden zu erklären. Er war doch nun einmal rechtmäßiger Oberherr von Rom, er führte den Namen eines Beschützers der Kirche, durch die Gunst eines Kaisers hatten die Normänner die ersten Besitzungen in Italien erhalten, und jeder Ruhm dieser romantischen Abentheurer mußte vor dem Glanze der alten kaiserlichen Hoheit vergehn. Die Kraft des gegenwärtigen Nachfolgers der Auguste war so ungeheuer, daß man nicht wußte, ob trotz allen Hindernissen sein Plan zur unumschränkten Herrschaft im ganzen Italien doch nicht endlich ausgeführt werde, und dann mußte sich der König von Sicilien, wie alle übrige italienische Mächte vor ihm beugen. Auch hatte diese Parthie immer große Unterstützung von der niedern Geistlichkeit und dem römischen Volk zu erwar-

ten, welche für das kaiserliche Ansehn waren.

So war das Kollegium der Kardinäle in zwei Parthien getheilt, als Adrian starb, indem er im Begriff stand, über den Kaiser den Fluch der Kirche auszusprechen, 1159 im Septemb. Um dem gefährlichen Streite zu begegnen, welcher bei der nächsten Wahl sich nothwendig erheben mußte, ward ein Vertrag geschlossen, daß kein Papst ohne allgemeine Einstimmung proklamirt werden sollte. Neun Kardinäle wählten ihren Bruder Oktavian, einen Mann von untadelhaftem Ruhm, vierzehn dagegen den Kanzler Roland, einen von den Legaten, welchen Otto von Wittelsbach wegen ihrer kühnen Reden den Kopf spalten wollte. Diese Kardinäle nun, voll Vertrauen auf ihre Mehrheit achteten jenen Vertrag nicht, und bereiteten sich, ihren Erwählten mit dem päpstlichen Mantel

zu bekleiden; aber kaum war dies geschehn, so sprang Oktavian hinzu, entriß ihm denselben, winkte seinem Kaplan, welcher einen für ihn mitgebracht hatte, und liefs sich damit bekleiden. Mit einem unmäßigen Gelächter bemerkten es seine Gegner, wie in der Verwirrung die Vorderparthie des Mantels nach hinten gekommen war. Der Senat, das Volk, der Klerus, der hohe und niedre Adel in Rom und in der Gegend umher, waren für Oktavian, der als Viktor der Dritte den päpstlichen Stuhl bestieg, mitten unter bewafneten Haufen, die zu seinem Schutz in die Kirche gedrungen waren. Dieses sowohl, als die Gegenwart jenes wilden, gefürchteten Pfalzgrafen, welcher vom Kaiser zur Papstwahl geschickt war, wirkten so auf den Kanzler Roland, daß er sich nun selbst weigerte den päpstlichen Mantel zu tragen.

Seiner Sicherheit wegen mußte er mit seinem Anhang sich in die Engelsburg ziehn. Während den eilf Tagen, die er hier zubrachte, wurden vorzüglich durch die Bemühungen des Königs von Sicilien noch einige Kardinäle von der Gegenparthie auf seine Seite gebracht, und nun entwich er aus der Stadt, liefs sich an einem benachbarten Orte zum Papst weihen, und fand im Gebiet des Königs von Sicilien sogleich eine sichere Zuflucht. Er führte den Namen Alexander der Dritte, ein Mann voll Muth und Hartnäckigkeit, besonders aber verrufen wegen seines Hanges zu dem unthwilligsten Spott *).

Beide Päpste thaten der Welt ihre Erwählung als rechtmässig kund und schleuderten gegen einander den Bann der Kirche. Vik-

*) Radev. L. 2. C. 43. 50. — 53. Chron. abb. Urspr.
p. 221.

ter bat sogleich um die Unterstützung des Kaisers, und es liefs sich voraussehn, dafs dieser, welchem Rolands Betragen zu Besançon gegenwärtig war, sich wenigstens nicht für den letzten erklären würde. Als Nachfolger von Karl dem Grossen, wie auch von den ältern Kaisern, zumal dem so hochberühmten Justinian glaubte er eine allgemeine Kirchenversammlung nach Pavia zusammenrufen und die beiden Päpste vor dieselbe laden zu können, um der fürchterlichen Spaltung der Kirche zu begegnen.

Mehr als funfzig Erzbischöfe und Bischöfe, und Gesandte von verschiedenen Mächten waren zusammengekommen. Viktor erschien, nicht so Alexander der Dritte. Er würde nimmermehr kommen, hatte er auf die kaiserliche Ladung geantwortet, denn er selbst wäre Richter über die Welt. Der Kaiser entzog sich der Versammlung, um nur

Geistliche und ungestört in dieser wichtigen Angelegenheit richten zu lassen. Nach reifer Erwägung sprach sie für Viktor; er ward für den rechtmässigen, allgemeinen Papst erklärt, und Fridrich stimmte mit Freude diesem Spruche bei. Alexander verkündigte den Bannfluch gegen seinen Nebenbuhler, den Kaiser und alle seine Anhänger, und bediente sich des schrecklichen Mittels, die Unterthanen desselben von ihrem Eid und der Treue gegen ihn freizusprechen *).

Nach Beendigung der Kirchenversammlung hatte Fridrich Gesandte an alle Könige geschickt, um sie für seinen Papst zu gewinnen; aber die beiden wichtigsten, der französische und der englische erklärten sich für Alexander, ohne Zweifel aus Eifersucht

*) Radev. L. 2. C. 64—72. Otto Morena. p. 1058.
60. Cardin. ab Arrag. ap. Murat. t. III. p. 461.
Chron. abb. Urspr. p. 221. 22.

über den großen Schritt, welchen der Kaiser zur Weltherrschaft gethan hätte, wenn es ihm gelungen wäre, bei einer streitigen Papstwahl der abendländischen Christenheit ihr Haupt zu geben. Er hatte wahrscheinlich dies vorausgesehen, und vielleicht deshalb sich durchaus aller Stimme auf der Kirchenversammlung enthalten; aber sie stand doch unter seinem unmittelbaren Einfluß, und alle ihre Mitglieder waren nur aus seinem Reich versammelt, seine Unterthanen. Dies war der Politik jener Monarchen nicht entgangen, und wie konnte sie der Weltherrschaft Fridrichs besser entgegenarbeiten, als wenn sie ihm nie erlaubte, die Grundlage derselben in Italien ruhig zu befestigen?

Wenn in unsern Zeiten von einer Universalmonarchie, die gestiftet werden soll, die Rede ist, so erregt sie nur ein mitleidiges Lächeln, so bald unter ihr verstanden

wird, daß ein Reich die übrigen gleichsam zu seinen Provinzen mache. Selbst aber erlaubt es das Staatenverhältniß nicht einmal, daß eine Macht Universalmonarch in dem Sinne werde, nach welchem sie eine entscheidende Stimme in allen Angelegenheiten der Europäer hätte, denn es fehlt durchaus an dem Bande, welches sie in den Händen haben könnte, um alle Staaten sicher damit zu zügeln. Im Mittelalter fand sich dasselbe in dem Christenthum, und ward beinahe als solches glücklich gebraucht durch den heiligen Vater in Rom; nur der ewige Kampf mit den Kaisern verhinderte, daß die päpstliche Hierarchie nicht zur Universalmonarchie wurde. Wie aber, wenn es den Kaisern gelang, den Papst wieder zum bloßen römischen Bischof herunterzusetzen, und nun die christliche Religion für sich zur Universalmonarchie zu benutzen? Sie verbanden mit dieser christlichen Gewalt eine so große

irrdische Macht, und konnten die Herrschaft der religiösen Vorurtheile durch wirkliche Waffen so glorreich unterstützen. Auch waren die Bruchstücke zu einem Völkerrechte, das sich damals zu bilden anfang und seinen Grundstein im römischen Kaiserthum erhalten sollte, gleichfalls als Materialien zu dem großen Gebäude einer Universalmonarchie zu gebrauchen. Eine entscheidende Stimme bei allen europäischen Angelegenheiten hätten die Kaiser dann sich gewiß versprechen können, vielleicht ein Reich, das sich über die ganze abendländische Christenheit verbreitete; kein schon gediehner Bund der europäischen Staaten hätte sich ihnen entgegengesetzt.

Indessen hatte Fridrich noch eine Unternehmung glücklich zu beenden, die wenigstens für die Gegenwart eben so wichtig zu seyn schien, als die Erhaltung seines Pap-

stes, nämlich die völlige Unterjochung der Lombardei durch die Vernichtung Mailands. Ward sie nicht vollführt, so war vor Crema die Zeit verschwendet, und das vergossne Blut; mit jener mächtigen Stadt aber mußten dann auch seine übrigen Feinde in Oberitalien fallen. Nur hatte sich leider ereignet, was er vorhersah und wodurch er gegen die heldenmässigen Bürger von Crema so erbittert wurde: die Deutschen glaubten lange genug in Italien gefochten zu haben, und zogen fast alle mit Sehnsucht in die Heimath zurück. Seine trantesten Freunde mußten ihn verlassen und fanden in Deutschland Beschäftigung genug. Herzog Heinrich von Sachsen fand im Innern dieses Herzogthums, noch mehr an den Gränzen desselben volle Arbeit für seinen unternehmenden Geist, und der Kanzler Raynald ward auf den erzbischöflichen Stuhl zu Köln erhoben. Nichts blieb dem Kaiser übrig, als daß er den kleinen

Krieg in der Lombardei fortführte, unterdeß er vor Begierde brannte, den Papst Alexander und Mailand zu Boden zu werfen. Zum Glück für ihn war er selbst zu sehr Ritter, als daß die kleinen Fehden ihn nicht hätten zerstreuen können.

Endlich in der Mitte des Jahrs 1161 zogen wieder deutsche Krieger über die Alpen zu ihm, vorzüglich angeführt von seiner Gemahlin Beatrix. Von schöner und erhabner Gestalt, wie der Kaiser, und wie er von hinreissender, so von anlockender, lieblicher Rede, scheint sie gleich ihm jenen Eindruck auf die Deutschen gemacht zu haben, wodurch ihr Abscheu vor den italiänischen Zügen besiegt wurde. Auch zog mit ihr Raynald von Köln, ihr treuer Rathgeber, vor allen jeder Arbeit gewachsen, hochgesinnt und reich an jener männlichen Popu-

larität, welche der Deutsche liebt. Ohne ihn wären vielleicht die vielen Züge nach Italien trotz dem Einfluß von Fridrich und seiner Gemahlin nicht zu Stande gekommen, er war das Kleinod des Kaisers und des Reichs. An Verdiensten um jenen kam der Graf Guido von Blandrate in Italien ihm fast gleich, an Unermüdsamkeit ihm ähnlich, aber sein Wesen machte nicht den reinen Eindruck, durch welchen Raynald die Herzen gewann. Bei den Deutschen wirkte dieser schon durch seine blonden Haare, sein ofnes Gesicht, seine ganze Gestalt, welche an den Nationalcharakter erinnerten; dagegen standen Guidos schwarzes Gesicht, schwarze Haare, kleine, aber feste Gestalt, und breite Brust einem so verwegnen Krieger, wie er, und einem Italiäner wohl an.

Der Herzog Heinrich von Sachsen, welcher durch seine schwarzen, rollenden Augen, sein dunkles Haar, den Ausdruck seiner Mienen es nicht verleugnete, daß auch italiänisches Blut in seinen Adern floss, und der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, vor dessen hoher ernsten Gestalt mit langen düstern Locken das Schrecken herwandelte, scheinen nicht bei dem Heere gewesen zu seyn, welches nun zur Belagerung von Mailand abzog; dagegen belebte es der blonde Herzog Fridrich von Rothenburg, der Sohn von König Konrad, dem Oheim Fridrichs, durch seine heitern Scherze, seine Begierde nach Ruhm und Tugend, seine große, angenehme Gestalt. An Schönheit übertraf ihn nur Graf Rudolf von Lindo, ein weiser und tapfrer Mann *).

*) Otto Morena. p. 1117. 19.

Ueberhaupt war das Heer des Kaisers wiederum an Helden reich; aber es zeigte sich von neuem, daß auch die trefflichste Lehnmiliz zur Einnahme einer tapfern Stadt wenig geschickt war. In jedem Treffen mit den Mailändern glänzte freilich ihr Muth und ihre Stärke; doch war wenig damit gewonnen, zumal da jene für das Glück einzelner Gefechte um so weniger besorgt zu seyn brauchten, je besser sie ihre Stadt befestigt und mit Lebensmitteln versorgt hatten, so daß der Winter herannahte, ohne daß alle Verheerungen ihres Gebiets sie in Mangel an denselben gebracht hätten. Dazu kommt, daß mehr als bisher Uneinigkeit zwischen den Anführern in Fridrichs Heere scheint geherrscht zu haben. Nur mit wenigen deutschen Großen, unter ihnen dem Herzog von Rothenburg und dem Grafen von Lindo, brachte er den Winter nicht in Pavia, der eigentlichen Hauptstadt des

lombardischen Reichs, sondern in Lodi zu *).

Diesen letzten Ort hatte er gewählt, weil er von ihm aus dem Verkehr zwischen den Mailändern und denen von Piacenza und Brescia, welche die verhafste Stadt immer mit neuer Zufuhr versorgten, leichter hindern konnte. Wer in der Beschäftigung mit derselben ergriffen wurde, dem hieb man die Hände ab. Dieser Härte und der Wachsamkeit der Deutschen und mit ihnen verbündeten Einwohner der Lombardei gelang es endlich Mailand in Hungersnoth zu stürzen. Auch herrschte Misträuen in den Gemüthern der Bürgerschaft gegen den Adel unter ihr, welcher nicht mit einem gleichen Geiste der Freiheit jedem Drangsal entgensah. Daher sandte man zum Kaiser mit dem Antrage, daß die Mauern der Stadt nie-

*) Otto Morena. [p. 1093. 95.]

dergerissen werden sollten, und man einen Podesta von ihm annehmen würde. Allein Fridrich antwortete, daß er Ergebung ohne irgend eine Bedingung verlangte. Mit knirschenden Zähnen empfingen die Senatoren von Mailand diese Antwort; schrecklich war jegliche Aussicht. Unterwarfen sie sich ganz dem Kaiser, so mußten sie alles von seiner Erbitterung und der Politik fürchten, welche ihr Verderben erfoderte; und welches Schicksal stand ihnen bevor, wenn der Hunger ihre Kräfte verzehrt hatte, und ihnen nicht mehr erlaubte, den glücklichen Sturm der Feinde zu hindern? *)

Es scheint, daß sie noch einmal einen ähnlichen Antrag mit neuen vermehrten Bedingungen gemacht haben, und der Erzbischof von Köln selbst rieth dem Kaiser, durch

*) Otto Morena. p. 1099.

Verwerfung desselben nicht dem Glücke zu trotzen, welches ihn jetzt mit der Fülle des Sieges umgebe: Fridrich blieb in seiner ersten Antwort. Wahrscheinlich fürchtete Raynald, daß die Mailänder sich mit voller Gewalt auf das deutsche und lombardische Heer werfen und glücklich seyn würden, wenn zu gleicher Zeit die Bürger von Brescia und Piacenza das Feld betraten. Allein noch war die Zeit nicht gekommen, wo ein enges Band zwischen den lombardischen Städten, welche der Kaiser befeindete, geschlungen war, und die Einwohner jener beiden Städte scheinen keineswegs gesonnen gewesen zu seyn, die Waffen gegen den Kaiser für Mailand zu ergreifen *).

*) Otto Morena. p. 1099. Epistola Burchardi notar. imper. de excidio Mediol. ap. Murat. t. VI. p. 916.

Auch erschienen am ersten März 1162 die Konsuln von Mailand mit einigen vom Adel, entblößte Schwerter in der Hand, welche sie zum Zeichen einer gänzlichen Unterwerfung über die Schultern legten, und schwuren den Eid eines völligen Gehorsams gegen den Kaiser, welchen alle Bürger nachschwören würden. Bald nachher, an dem Tage, da in den Kirchen das Lied gesungen wurde: Gedenke, Herr, deiner Erbarmung! kamen dreihundert Ritter von Mailand und überreichten Fahnen und Schlüssel der unglücklichen Stadt. Ein andrer Zug von tausend Männern zu Fuß brachte dann das Karozium der Stadt und auf demselben die größte Fahne nebst vier und neunzig andern Bannern *). Fridrich saß auf einem hohen Thron, als der Zug vor seinem Pallast still hielt, im Angesicht der so gemishandelten und verachteten Bürger von Lodi. Alle Fah-

*) Otto Morena. p. 1101. 1103.

nen senkten sich vor ihm, und von dem Kardium, dem eisernen Streitwagen der Stadt, ertönte eine kriegerische Musik, klagend über den Sturz, welcher der großen Standart drohte, die so oft ein Zeichen des Sieges und der Freiheit gewesen. Von der Mitte des Wagens erhob sie sich an einem hohen Baum, auf dessen Spitze ein Kreuz hervorragte und an demselben das Bild des heiligen Ambrosius, des Schutzgottes von Mailand, wie er seinen Segen dahin spendete, wohin der ungeheure Streitwagen gesandt wurde. An Stricken ward der Baum niedergelassen, zum Schrecken derer, welche am Thron des Kaisers saßen; sie fürchteten zerschmettert zu werden. Fridrich band die Flügel der Fahne zusammen, und unterjocht stieg der Baum wieder in die Höhe. Da warf sich das Volk von Mailand nieder auf das Angesicht, wehklagte und flehte um Erbarmen. Einer von den Konsuln

hielt eine schmerzvolle Rede, das Volk fiel von neuem nieder und erhob seine Kreuze: wegen des Verdienstes des Kreuzes flehte es um Erbarmen. Die Zuschauer wurden bis zu Thränen gerührt; des Kaisers Mine blieb unverändert. Da ergriff sein Freund, Graf Guido von Blandrate, eingedenk seines Bürgerrechtes von Mailand selbst das Kreuz und redete für die unglückliche Stadt: Die Thränen der Zuschauer strömten; Fridrichs Herz glich dem Felsen. Am folgenden Tag mußte der Zug der Flehenden von neuem vor ihm erscheinen; bei seiner Gemahlin gingen sie vorbei, und warfen in ihren Söller die Kreuze; aber seine ganze Barmherzigkeit bestand darin, daß er ihnen das Leben schenkte und Mailand vom Reichsbanne freisprach. Nachdem er sich vierhundert Geisseln ausgesucht hatte, befahl er, daß man bei einem Thore die Mauer niederreißen sollte, um einen weiten Eingang für ihn und sein Heer zu

bereiten. Dann schickte er Beamte nach Mailand, welche die ganze Bürgerschaft von neuem schwören liessen *).

Vielleicht glaubten die unglücklichen Mailänder, daß sie durch den Verlust aller ihrer Rechte und so manche Erniedrigung genug gebüßt hätten, als ihre Konsuln den empörenden Befehl erhielten, daß binnen acht Tagen alle Einwohner der Stadt ohne Unterschied des Geschlechtes sie räumen müßten. Widerstrebend gehorchte man ihm, und einige zerstreuten sich sogleich in die lombardischen Städte umher; aber die größte Menge blieb vor den Thoren und hoffte mit Zuversicht auf die Erlaubniß, in die theuern Wohnungen zurückkehren zu dürfen. Endlich erschien der Kaiser mit einem großen Gefolge, und theilte unter ihre lom-

*) Burchardi ep. p 917. 18.

bardischen Feinde die ganze Stadt zur Zerstörung. Bis auf die Kirchen und die innere prächtige Mauer ward sie mit unsäglichem Fleiß niedgerissen; die wehklagenden Bewohner, nur im Besitz ihrer beweglichen Güter, wurden in vier verschiedene Gegenden ihres Gebietes, die verheertesten und unfruchtbarsten abgeführt, und mußten daselbst in Dörfern sich anbauen, gedrückt von kaiserlichen Podestas *).

Nach einer solchen Bezwingung der stolzesten Stadt in der Lombardei schien Friedrichs Ruhm vollendet, sein Glück und Muth unwiderstehlich zu seyn; alle die

*) Otto Morena. p. 1103. Chron Otton. de sancto Blasio. C. 16. Chron. abb. Ursp. p. 223. Sire Raul de rebus gest. Frid. I. p. 1187. Dodechinus cont. Mariani Scoti. ad. a. 1162. Caffari annal. Genuenf. l. I. p. 278. 79. ap. Murat. t. VI. Chron abb. Stadens. f. 191.

übrigen Städte unterwarfen sich sogleich seiner Willkühr, und das ganze Mittelalter hindurch ward die Sage von diesem Schicksal Mailands, als einer wunderbaren Begebenheit, gern wiederholt. Nun konnte der Kaiser sich mit Recht einen longobardischen König nennen, nun konnte er sich die Krone, welche er mit dem Schwur abgethan hatte, mit ihr sein Haupt nicht zu schmücken, bevor Mailand gefallen sei, feierlich zu Pavia wieder aufsetzen. Als hier beim frohen Gastmal seine gekrönte Beatrix neben ihm saß, das tugendsame Weib, so glühend von Eifer für den Lieblingsplan ihres Gemahls, da glaubte er froh in die Zukunft auf sein großes italiänisches Reich blicken zu dürfen. Auch bemühte er sich mitten in diesem Taumel der Freude schon um eine Verbindung mit der Seemacht von Genua und Pisa, um den sicilianischen König zu bekämpfen; und mit Hinsicht auf

seinen großen Zweck bezeichnete er von der Zerstörung Mailands, als einer wichtigen Epoche seines Lebens, verschiedene Urkunden. Wie hätte er die leiseste Ahnung davon haben können, daß die Ruinen der Stadt ihm gefährlicher werden sollten, als ihre stolze Pracht es bisher gewesen war *).

*) Otto Morena. p. 1107—1115. Caffari ann. Gen. p. 279. Chronica varia Pisana ap. Murat. t. VI. p. 174.

Ende des ersten Buches.

A n m e r k u n g e n

z u m

e r s t e n B u c h e.

F

I.

Ueber

die vorzüglichsten Quellen

für

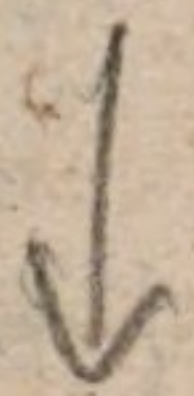
das erste Buch.

Unter den grossen Eigenschaften des Hohenstaufenschen Hauses leuchtet seine Liebe für die Wissenschaften, besonders für Geschichte und Dichtkunst hervor: sie hängt sehr genau mit seinen Planen für Italien zusammen, welches das Mittelalter hindurch doch immer die vorzüglichste Quelle der gelehrten Kultur blieb. Fridrich der Erste, der

Urheber dieser Plane, nicht sein Oheim Konrad führte auch diese Liebe für die Wissenschaften zuerst in das hohenstaufensche Haus ein. Innigst überzeugt, dass grosse Thaten für die Nachwelt verloren gehn, wenn der Griffel der Geschichte sie nicht mit tiefen, wahren Zügen für dieselbe aufzeichnet, bemühte er sich früh um Geschichtschreiber zur Darstellung seines Lebens, und es macht seinem Scharfsinn Ehre, dass er Männer wählte, welche wenigstens von keinem Geschichtschreiber des Mittelalters übertroffen werden, nämlich seinen nahen Anverwandten, den Bischof Otto von Freysingen, und den Kanonikus Raderich von diesem Bisthume.

„Deine Chronick,“ schreibt er an jenen, welcher ihm dieses sein erstes historisches Werk überschickt hatte, „habe ich mit ausserordentlicher Freude empfangen. Wie sehne

ich mich, nach dem Schweisse des Krieges
mich daran zu ergetzen, und durch die ver-
herrlichten Thaten der Imperatoren mich zu
ihren Tugenden zu bilden! Deiner Bitte ge-
mäßs habe ich kurz zusammengeschrieben,
was ich seit meiner Thronbesteigung voll-
bracht habe, und würde es gern Deiner Dar-
stellung empfehlen, wenn es in Vergleichung
mit ehemaligen Thaten grosser Männer nicht
vielmehr Schatten, als Thaten genannt wer-
den müßte. Weil ich aber weifs, dass
Dein vortreflicher Genius das niedrige zu
heben, und über einen geringen Stoff viel zu
schreiben vermag, so gebe ich Dir mit grö-
ßerm Vertrauen auf Dein Lob, als auf
meine Verdienste, einen kleinen Abriss von
dem wenigen, was ich als Kaiser in fünf
Jahren gethan habe.“



Er brauchte es nicht zu bereuen, seine
Thaten der Darstellung Ottos von Freysin-

gen anvertraut zu haben; aber er selbst dachte zu grofs, und dieser sein Liebling hatte eine zu lautere Seele, als dafs sich auch die historische Wahrheit nicht über die Wahl sollte gefreut haben. Die zwei Bücher des Bischofs über die Thaten Fridrichs des Ersten zeichnen sich durch Unpartheilichkeit aus, in so fern überhaupt damals ein Deutscher gegen den dritten Stand der Lombardei und die italiänischen Mächte unpartheiisch seyn konnte. Von einem deutschen Bischof der damaligen Zeit war es durchaus nicht zu fordern, dafs es bei ihm nicht Verwunderung erregen sollte, wenn die Bürger der italiänischen Städte alle Waffen tragen durften, dafs er im Kaiser nicht einen weit unumschränkten Beherrscher Italiens sah, als er nach den neueingetretenen Verhältnissen seyn konnte, oder dafs er gar einen Blick über die christlichen Staaten haben sollte, der frei genug in die Zukunft drang, um den

Benühungen eines Arnolds von Brescia Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

So gebildet und rein sein lateinischer Styl ist, so wahrhaft pragmatisch seine ganze Erzählung. Er dringt tief in die Ursachen der Begebenheiten ein, und wirft auf sie ein helles Licht, indem er die charakteristischen Züge des Schauplatzes und der Verhältnisse, auf welchem und unter welchen sie vorgingen, vor der Darstellung derselben zu einer allgemeinen Schilderung verbindet. Wenn er im ersten Buch erzählt, auf welche Weise das hohenstaufensche Haus in Deutschland emporkam, und im Anfang des zweiten, wie die lombardischen Städte zu ihrer blühenden Macht gelangten, in Rom aber zwischen dem gährenden Geist einer eiteln Freiheit und der päpstlichen Hierarchie sich die Feindschaft entspann, führt er uns auf eine Anhöhe, von welcher wir

einen umfassenden Blick für Fridrichs Geschichte gewinnen können. Wichtigere Aktenstücke webt er gern ganz seiner Erzählung ein, um den Leser selbst urtheilen zu lassen; und weil sie von Männern herrühren, die sich in der lateinischen Sprache Gewandtheit erworben hatten, auch damals die Gelehrten bei aller Verschiedenheit des Geistes immer grosse Aehnlichkeit im Styl hatten, indem sie in einer fremden, ausgestorbenen Sprache ihre Gedanken ausdrückten, so wird die Gleichförmigkeit der Darstellung durch sie nicht merklich gestört.

Er hat nur die Geschichte des ersten Feldzugs von Fridrich nach Italien geendigt; die Fortsetzung seines Werkes ward von dem Kaiser selbst dem Kanonikus Radewich zu Freysingen, dem Zögling und Liebling des Bischofs aufgetragen, und man muss gestehn, dass sie mit weit mehr Schwierigkeiten,

als der Anfang desselben, verbunden war. Die Geschichte Fridrichs von seiner ersten Rückkehr aus Italien bis nahe an die letzte Zerstörung Mailands, welche der Fortsetzer zum Gegenstande der beiden historischen Bücher hatte, die er uns hinterlassen hat, bot einen so reichhaltigen, abwechselnden Stoff dar, dass es eine grosse Kunst erforderte, in der Darstellung desselben Vollständigkeit mit einer lichtvollen Anordnung der Parthien zu verbinden. Schwerer noch musste es werden, bei den heftigen Streitigkeiten zwischen dem päpstlichen Stuhl und dem Kaiser, bei dem drohenden Schisma, welches in der Kirche entstand, bei dem Kampf zwischen Fridrich und den lombardischen Städten, welcher voll von Grausamkeit war, die Unpartheilichkeit nicht zu beleidigen. Allein man gewinnt schon Hofnung, dass Radewich diese doppelte Schwierigkeit glücklich besiegt habe, wenn man vernimmt, mit welcher

Stimmung des Geistes er die Arbeit begann. Einige Geschichtschreiber, so äussert er sich, pflegen nach der Behauptung von Josephus, ohne Augenzeugen einer Begebenheit zu seyn, ungewisse und widersprechende Sagen zu sammeln und dann nach Sitte der Redner Schilderungen zu entwerfen. Die aber gegenwärtig waren, bekräftigen aus Nachgiebigkeit gegen den Sieger oder Haß gegen die Besiegten unwahre Dinge. Ich preise mich glücklich zu keiner von diesen beiden Parthien zu gehören, denn ich lasse mich nicht von jedem kleinen Gerücht hinreißen, und wo ich als Augenzeuge auftrate, habe ich mir niemals aus Wohlwollen gegen meinen Fürsten oder Vorliebe für meine Nation eine Unwahrheit erlaubt. Wenn man aber die schöne Sprache in dem voranstehenden Werke mit der dünnen Rede meines Geistes vergleicht: so beweise man Nachsicht. Wenn das Gewicht der Sprache

des verehrungswürdigen Bischofs mich niederdrückt: so stellt der Geist der hier beschriebenen Thaten und die unverfälschte Wahrheit, wenn Gott mir gnädig ist, das Gleichgewicht wieder her.“

Diese Bescheidenheit ist um so liebenswürdiger, da seine Schreibart der Würde der Historie noch mehr angemessen ist, als der Styl Ottos von Freysingen; wenigstens erlaubt er sich niemals, wie dieser, gelehrte Abschweifungen und erkünstelte Wendungen. Auch ist er ihm völlig in dem Vorzuge gleich, dass er jede neue Scene, welche der Kaiser betreten muss, uns vorher schildert, und übertrifft ihn an Aufmerksamkeit auf die Individualität der handelnden Personen. Musterhaft ist er wirklich in der Bescheidenheit seines Urtheiles. Wo dasselbe gewagt scheinen könnte, und es ihm möglich ist, durch

urkundliche Belege den Leser selbst in den Stand zu setzen, dass er urtheilen kann, thut er es mit der herzlichsten Freude. Wenn eine Erzählung den Feinden seines Helden sehr nachtheilig ist, giebt er gern einen Fingerzeig, auf welche Weise sie vielleicht in einem bessern Licht erscheinen könnten.

Beide Geschichtschreiber haben die Sitte, die handelnden Personen, vorzüglich den Kaiser oft redend einzuführen. Es ist unverkennbar, dass der Einfluss der Historiker des Alterthumes auch in diesem Punkte sehr auf sie gewirkt habe; aber sicher haben sie nicht, wie diese wenigstens der ganzen Einkleidung nach, es sich erlaubt, die Reden zu erdichten. Friedrichs Beredsamkeit war berühmt, und trägt bei beiden denselben Charakter; auch zeigt er eine Fülle und Kraft der Seele, wie weder Otto noch

Radewich selbst scheinen besessen zu haben. Uebrigens thut bei ihnen diese Sitte fast noch eine bessere Wirkung, als z. B. beim *Livius*, weil sie sich ihrer nicht zu häufig bedienen oder bedienen konnten.

Wenn man sie mit *Witechind* vergleicht, welcher zuerst in Deutschland die alten Historiker nachahmte und der erste erträgliche Geschichtschreiber war: so ist es eine erfreuende Erscheinung, wie schön und wie schnell historische Kultur gediehn war. In der Mitte zwischen ihnen und jenem stehen die vorzüglichen Geister aus der Periode Kaiser Heinrichs des Vierten, besonders *Lambert von Aschaffenburg*. Was hätte aus der Geschichte unter uns werden müssen, wenn diese vortreflichen Männer in deutscher Sprache geschrieben hätten. Die ersten historischen Schriften in dieser sind so

roh, dass es schwer ist, sie nur als Materialien zu brauchen.

„Diese Blumen,“ so schließt Radewich, „haben wir, bester der Kaiser, auf dem weiten Gefilde Deiner Thaten gelesen, und daraus wie einen Kranz dieses Werk gewunden. Was man sonst von Dir weiß und erzählt, das lassen wir künftigen Männern zurück, welche mehr zu Deinem Hause gehören!“ Einen schönen Kranz hatten sie wahrlich um das Haupt ihres Helden geschlungen, und sein Ruhm würde noch ungleich höher bei der Nachwelt seyn, wenn auch für die Darstellung seines folgenden Lebens der Griffel der Geschichte Händen, welche den ihrigen gleichen, übergeben wäre.

Da der Bischof Otto und Radewich beide Deutsche waren, ist es ein sehr erwünschtes Geschenk, das uns zwei Italiäner, welche

Zeitgenossen *Fridrichs* und ihm in öffentli-
chen Angelegenheiten sehr nahe waren, mit
seiner frühern Geschichte gemacht haben,
nämlich *Otto Morena* und sein Sohn *Acer-*
bus. Sie schrieben die Zeitgeschichte *Lodis*,
ihrer Vaterstadt, und gehörten, weil diese
dem Kaiser ihr Daseyn verdankte, zu den
Verehrern desselben und den erbitterten Fein-
den *Mailands*. Dies hat allerdings Einfluss
auf ihre Erzählung gehabt, die man über-
haupt mit grosser Vorsicht benutzen muss.
An Lauterkeit der Seele, an sorgfältiger
Kritik kommen sie jenen beiden deutschen
Geschichtschreibern eben so wenig gleich, als
an Schönheit der Sprache und historischer
Kunst. Ausserdem aber liefern sie uns
Nachrichten, welche um so schätzbarer, je
individueller sie sind, indem sie, weil *Mail-*
land in seiner Erbitterung gegen *Lodi* doch
die erste Fackel zu dem Brande in der *Lom-*
bardei warf, durch ihre Individualität so

viel Licht über die allgemeineren Begebenheiten verbreiten. Auch vermag man, so lange man sie mit dem Bischof Otto und Rade-
wicz zusammenhalten kann, sie oft einer si-
chern Prüfung zu unterwerfen. Wie vor-
trefflich wäre man mit Quellen für die Ge-
schichte der ersten Züge Fridrichs nach Ita-
lien versorgt, wenn man eine so vollständige
Chronick für jene Zeit von einer der feind-
lichen Städte der Lombardei, vorzüglich von
Mailand hätte. Der elende Schriftsteller
Sire Raul ist fast zu nichts werth, als uns
eine Probe zu geben, wie ganz anders als ge-
wöhnlich manche Begebenheiten nach der Dar-
stellung der Feinde Fridrichs erschienen.

2.

Ueber

die Mordversuche der Mailänder

gegen

Fridrich den ersten.

Th. 2. S. 24 — 28.

Die Geschichte der Mordversuche der Mailänder gegen das Leben des Kaisers kann freilich das Ansehn eines Volksmährchens bei manchen haben, und es ist auffallend, dass Morena, welcher doch dem Kaiser damals näher war, als Radevich, ihrer gar nicht erwähnt, so sehr es von ihm zu erwarten war, dass er keine Handlung verschweigen werde, wodurch sich die Mailänder sehr gehässig machten. Allein man muss zum Bollwerke

gegen die Zweifelsucht in der Historie, welche die verderblichsten Folgen haben kann, den äusersten Grundsatz für die Kritik der Materialien aufstellen, dessen Gültigkeit sich beweisen läßt: daß keine Nachricht, die nicht durch eine innere Unmöglichkeit oder ein gültigeres Zeugniß widerlegt wird, verworfen werden darf, selbst wenn sie einen verdächtigen Ursprung hat. Jene Nachrichten über die Nachstellungen der Mailänder gegen Fridrichs Leben, rühren von dem gehaltvollsten und glaubwürdigsten Geschichtschreiber dieser Zeit, von Radewich her, weder gleichzeitige, noch spätere Geschichtschreiber haben ihm widersprochen. B. 2. K. 36.

Indessen giebt er selbst nur den ersten Versuch durch jenes Ungeheuer den Mailändern, als Urhebern schuld. Er fügt noch hinzu, daß er gehört habe, dieser Kerl sei wirklich

oll gewesen, und habe also unschuldig das Leben verloren; doch widerspricht er dadurch seiner Behauptung nicht, denn die Mailänder konnten auch einen Wahnsinnigen zur Ermordung des Kaisers, die vielleicht durch einen solchen am leichtesten gelang, abgesandt haben. Ein späterer Schriftsteller erzählt indessen diese Geschichte mit solchen Umständen, nach welchen man an dem Wahnsinn des Mörders sehr zweifeln möchte. Der Abt Albert von Stade, dessen Leben größtentheils noch in die hohenstaufensche Periode fiel, giebt uns davon folgende Erzählung: Als der Kaiser allein mit einem Grafen Thiederich spazierte, sprang ein starker Kerl, angezogen mit einem dicht anschließenden Kleide, welches mit Wachs und Peck beklebt war, aus seinem Schlupfwinkel hervor, rifs den Kaiser von hinten nieder, wälzte sich mit ihm am Boden, und suchte ihn mit sich in die Tiefe der Abdua hinabzuziehn. Indem

sie sich einander hin und herzerzten, zog der Graf Thiederich sein Schwert. Der Mörder sprang in den Strom, war bald über, bald unter dem Wasser, so dafs er glücklich seinen Verfolgern entkam. Am andern Ufer ward er von seinen Genossen aufgenommen und auf einem schnellen Pferde entführt. Chron. Alberti Abbat. Stad. f. 192.

Ob der Spanier oder Araber, von dessen mörderischen Absichten Fridrich so geheimnißvolle Nachrichten erhielt, wirklich ihm nach dem Leben gestellt habe, ist ungewifs, und noch ungewisser, von wem er abgesandt worden. Radewich äusert sich über diesen letzten Punkt gar nicht. Er ist überhaupt sehr vorsichtig, sobald er zum Nachtheil des Papstes und der Geistlichkeit etwas vorbringen soll. Die Geschichte fällt gerade in die Zeit, da der Papst gegen Fridrich unmittelbar nach den ronkalischen Schlüssen

den bittersten Haß trug; auch war der Kaiser früh als ein Geist ohne Religion verrufen. Nach allen Aeusserungen jenes Abentheurers, vorzüglich von seinen Genossen, scheint es, daß er zur Bande des berüchtigten Alten vom Berge gehörte. Diese Gründe zusammen berechtigen einigermaßen zu der Vermuthung, daß er, wenn er wirklich einen Anschlag auf Fridrichs Leben hatte, vielmehr von dem Papst oder irgend einem Gliede der Kirche, als von den Mailändern abgeschickt wurde.

D a s S c h i s m a.

Th. 2. S. 58 — 60.

Radevich hat sich in der Geschichte des Schisma gänzlich des eigenen Urtheils enthalten. Er giebt uns dagegen die Briefe und Berichte von beiden Päpsten und von den Kardinälen beider Parthien, auch ein paar Schreiben von dem Kaiser in dieser Angelegenheit, also die Aktenstücke so vollständig, wie möglich. Diese widersprechen sich aber in wichtigen Punkten, vorzüglich in der Anzahl der Kardinäle, welche auf jeder Seite gewesen seyn sollen. Nun läßt sich nicht gut annehmen, daß die Päpste es sollten ge-

wagt haben, offenbare Unwahrheiten zu sagen, es sich aber wol erlaubten, jenen feinnern Betrug zu begehn, welcher bald hier, bald dort einen Umstand auslöst oder in Verbindung bringt, in welcher er der Wahrheit nach nicht stand. Die Nachrichten, welche uns der Abt von Ursperg über die zwistige päpstliche Wahl hinterlassen hat, lassen uns zum Glück bemerken, in wiefern die heiligen Väter, besonders Alexander, sich diese feine Betrügerei mögen erlaubt haben. Der Bericht des letzten über die Weise, wie Oktavian Papst ward, ist in dieser Hinsicht so meisterhaft, dass ich ihn gern hier einrücke.

Radev. l. II. c. 51. Porro cum antecessor noster bonae memoriae Adrianus papa Kal. Septemb. Anagninae debitum naturae solvisset, et de terris ad coelum, de imis migrasset, Domino vocante, ad superna, eo

Romam adducto, et II Non. Sept. in ecclesia beati Petri, praesentibus fere omnibus fratribus satis honeste (sicut moris est) tumulto, coeperunt fratres et nos cum eis secundum ecclesiae consuetudinem, de substituendo Pontifice in eadem ecclesia studiosius cogitare, et tribus diebus de ipsa electione tractantes, tandem in personam nostram, insufficientem huic oneri et tantae dignitatis fastigio minime congruentem omnes quotquot fuerunt, tribus tandem exceptis, Octaviano scilicet, Joanne de St. Martino, et Guidone Cremense (Deo teste, quia mendacium non fingimus, sed meram sicut est loquimur veritatem) concorditer atque unanimiter convenerunt, et nos assentiente Clero ac Populo in Romanum Pontificem elegerunt. Duo vero, Joannes et Guido, quos praenotavimus, tertium Octavianum nominantes, ad ejus electionem pertinaciter intendebant. Unde et ipse Octavianus in tantam audaciam insaniamque prorupit,

quod mantum, quo nos reluctantes et renitentes, quia nostram insufficientiam videbamus, juxta morem Ecclesiae, Odo prior Diaconorum induerat, tanquam arreptitius a collo nostro propriis manibus violenter excussit, et secum inter tumultuosos fremitus asportavit. Caeterum cum quidam de Senatoribus tantum facinus inspexissent, unus ex eis spiritu divino succensus, mantum ipsum de manu eripuit saevientis. Ipse vero ad quendam Capellanium suum, qui ad hoc instructus venerat et paratus, illico flammeos oculos fremebundus inflexit, clamans et innuens, ut mantum, quem fraudulenter secum portaverat, festinanter afferret. Quo utique sine mora delato, idem Octavianus abstracto pileo, et capite inclinato, cunctis fratribus, aut loco inde aut voluntate remotis, mantum per manus ejusdem Capellani, et cujusdam Clerici sui ambitiosus assumpsit, et ipse idem, quia non erat alius, in hoc opere Capellano

*et Clerico extitit coadjutor. Verum ex divi-
no credimus iudicio contigisse, quod ea pars
manti, qua tegere anteriora debuerat, multis
videntibus et ridentibus posteriora tegebat. Et
cum ipse idem hoc emendare studiosius voluis-
set, quia capitium manti extra se raptus non
poterat invenire, collo fimbrias circumduxit,
ut saltem mantus ipse appensus ei quodammo-
do videretur. Sicque factum est, ut sicut
tortae mentis erat, et intentionis obliquae, ita
ex transverso et obliquo mantum fuerit in te-
stimonium suae damnationis indutus. Quo
facto, portae ecclesiae, quae firmatae fuerant,
reserantur, et armatorum cunei, quos (sicut
ex re apparuit) pecuniae largitione condux-
erat, evaginatiis gladiis cum immenso strepitu
cucurrerunt, et pestis illa mortifera, quia Car-
dinales Episcopos non habebat, armatorum
caterva militum vallabatur. Fratres vero fa-
cinns tam immensum, et a seculis non auditum
ex insperato videntes, et formidantes, ne a*

conductitiis militibus trucidarentur, sese in munitionem ecclesiae nobiscum pariter receperunt: ibique novem diebus continuis, ne exinde libere exiremus, fecit nos quorundam Senatorum assensu, quos pecunia oblata corruerat, die noctuque armata manu cum omni diligentia custodiri. Sane populo incessanter et jugiter acclamante, et in Senatores pro tanta impietate multa immanitate fremente, de custodia fuimus illius munitionis erepti, sed in artiori et tutiori loco apud Transtyberim nos idem Senatores, recepta inde pecunia, posuerunt. Cumque moram ibidem ferme triduum fecissemus, universo populo tantam proditionem, atque malitiam de caetero nullatenus sustinente, Senatores cum Nobilibus et populo venientes, nos et fratres nostros per urbem magnifice et honorifice cum immensis laudibus et praeconiis, campanis etiam in transitu nostro pulsantibus, conduxerunt et sic etc.: munus consecrationis accepimus, et sicut in Romana

*ecclesia moris est, ibidem Pontificali Regno
magnifice fuimus ac solenniter coronati etc.*

*Wenn man diesen Brief, welchen Alexan-
der an den Bischof und die Universität von
Bologna schrieb, mit den übrigen Nachrich-
ten über die streitige Wahl der Päpste ver-
gleicht: so sieht man, dass allenthalben wol
etwas Wahrheit zum Grunde liegt, bald aber
wichtige Umstände ganz verschwiegen, bald
in einen Zusammenhang gebracht sind, wel-
chen sie nicht hatten. Vornehmlich hat er ge-
sucht, den Vertrag, welcher zwischen den
Kardinälen vor der angestellten Wahl geschlos-
sen wurde, in Vergessenheit zu bringen, da
es nicht möglich war, auch über denselben Täu-
schung zu verbreiten, und ohne ihn seine Wahl
durch die Mehrheit der Kardinäle durchaus
rechtmässig gewesen wäre.*

II.

M o s e s.

Die Töchter des Priesters Jethro im Lande Midian standen am Brunnen und schöpften Wasser, die Heerde zu tränken, aber es kamen Hirten und trieben sie hinweg. Da nahte ein Fremdling, der am Brunnen saß, half ihnen und tränkte ihre Schafe. Als sie nun früher, wie gewöhnlich nach Hause kamen, fragte der Großvater nach der Ursache davon, und als sie erzählten, wie ein Fremdling aus Aegypten ihnen Hülfe gegen die Hirten geleistet und ihnen Wasser geschöpft habe, zürnte der Greis, daß sie den Mann nicht zum Mahle mitgebracht hatten. Sie mußten ihn rufen. Er kam und blieb

und gefiel dem Hause so wohl, daß ihm der Großvater seine Enkelin Zippora gern zum Weibe gab.

Ein hoher Geist war in dem schönen Fremdling verborgen, welcher nun die Herde seines Schwiegervaters Jethro weidete, und ausgezeichnet waren schon seine bisherigen Schicksale gewesen. Er gehörte zu dem Nomadenvolke der Hebräer, welches aus Asien zur Zeit einer großen Theurung in das Land Gosen, eine ägyptische Provinz aufgenommen war, weil ein Sohn des damaligen Hauptes der Horde, Joseph der Liebling seines Vaters Jakob, durch Glück und durch seine Fähigkeiten einen hohen Rang im Königreich erhalten hatte. Bald aber wurden die Nachkommen Jakobs, welche sich durch Fruchtbarkeit ausserordentlich vermehrt hatten, ein Gegenstand politischen Argwohnes der ägyptischen Könige, und es

erging ein Befehl, daß alle neugebörnte Söhne der Hebräer in den Nil geworfen werden sollten. Eine Frau von Namen Levi gebahr einen schönen Knaben und verbarg ihn drei Monate lang. Als es unmöglich ward, ihn länger zu verbergen, da machte die zärtliche Mutter ein kleines Schiff von Papierstauden, dergleichen man auf dem Nil häufig hatte, und bezog es mit Asphalt und Pech, und legte ihr liebes Kind hinein. Sie setzte es hart am Ufer aus, an einen Ort, wo viel Sari im Strome wuchs; und die Schwester des Knaben blieb daselbst, um sein Schicksal abzuwarten. Da kam die Tochter des Königs, ihrer Sitte gemäß im Nil zu baden; die Jungfrauen ihre Begleiterinnen gingen am Ufer auf und nieder. Das kleine Schiff zwischen dem Sari ward gesehen; die Königstochter sandte hin, es zu hohlen, eröffnete es, und sah den weinenden Knaben. Gerührt sagte sie: es ist eines von

den hebräischen Kindern, und die kluge Schwester des Knaben fragte sogleich, ob sie eine hebräische Frau, das Kind zu stillen, hohlen sollte? Die Mutter desselben ward als seine Pflegerin angenommen.

Als der Knabe heranwuchs, brachte ihn die Mutter zur Tochter des Königs, welche ihn Moses nannte, weil sie ihn aus den Fluten gerettet hatte. Sobald er aber völlig erwachsen war, verließ er, getrieben durch die Eindrücke des Nationalsinnes, welche er frühe durch den Verkehr mit einer zärtlichen Mutter ohne Zweifel erhielt, den Palast der Königstochter, und ging zu seinen Brüdern. Für ihn, im Wohlleben erzogen, waren die Frohndienste, unter welchen seine Landesleute lebten, ein empörendes Schauspiel, und der Grimm, welcher sich in seiner Seele wider die Unterdrücker erzeugt hatte, überwältigt ihn, als er eines Tages

einen Hebräer von einem Aegypter gemißhandelt sieht: er schaut umher und nimmt keinen Zeugen der beschlossnen That wahr, erschlägt den Aegypter, und verscharrt ihn im Sande. Aber schon den andern Tag, da er einen Streit zwischen zwei Hebräern schlichten will, erfuhr er, daß seine rasche That ruchtbar geworden. Denkst du auch mich zu tödten, wie den Aegypter? fragt ihn der eine von ihnen. Auch drohte ihm bald die forschende Obrigkeit mit Lebensstrafe, und er entfloh in das Land Midian. Der Gedanke, daß er ein Verbrechen begangen habe, war ferne von ihm: in seiner That sah er nur einen Aufruf an seine Nation zu gleicher Gewalt wider die Unterdrücker.

Umgeschlossen von Bergen, in der Einsamkeit einer öden Natur, weidet er die Heerde seines Schwiegervaters, und sein hoher Geist scheint von seinem Feuer und seiner Bildung

nimmermehr zur Rettung des israelitischen Volkes Gebrauch machen zu können, obwohl es sein glühender Wunsch war. Nirgends sah er Hülfe, wenn sie nicht von dem Gotte seiner Väter kam, dessen Andenken in der Tradition der Abrahamshorde lebte. Das religiöse Gefühl selbst gebildeter Völker empört sich gegen den Gedanken, daß ihr Gott sie stets in einem Zustande des politischen Elendes schmachten lassen werde: Moses, mit seinem unternehmenden Geist und seiner glühenden Phantasie mußte die Verheißungen des Gottes der Väter mit desto mehr Innigkeit umfassen, je unwahrscheinlicher die Erfüllung derselben geworden war. Die Natur um ihn her wird durch den Drang seines Innern belebt, und Erscheinungen müssen ihm eine Unternehmung gebieten, welche durch die Stimmung seines Geistes für ihn nothwendig geworden war. Wenn sich vom Himmel ein feuriger Glanz über die Dornen

des Berges Horeb verbreiteten, welche brennen und nicht verbrennen: so glaubt er, daß der Gott der Väter ihm erscheine und die Befreiung seines Volkes ihm verheisse, ihm gebiete, sich als das vornehmste Werkzeug zu derselben zu betrachten. So enthusiastisch aber auch seine Einbildungskraft sich erhebt, entgehn ihm die Schwierigkeiten nicht, welche er zu besiegen hat, ehe er die Israeliten aus Aegypten führen kann. Zuerst ist unter ihnen der Ruhm des Gottes der Väter, durch das lange Elend, in welchem sie gelebt haben, so erloschen, daß Moses sich wenig Wirkung davon versprechen konnte, wenn er als Abgesandter desselben auftrat, so vielversprechend auch der Name Jehova ist. Ich werde es seyn! so ruft der Gott der Väter den Israeliten zu; aber woher sollen sie Vertrauen zu diesem Gott erhalten, das Vertrauen, durch welches einzig ihr Sklavensinn gehoben werden konnte? Dann sieht

Moses, welches Hinderniß für seine Sendung ein Fehler seiner Sprache sey, welcher seinem beredten Geiste nicht erlaubt, durch Beredsamkeit auf das Volk zu wirken, und zuletzt ist die ausserordentliche Armuth dieses letzten nicht sehr einladend, um den Zug in entfernte Gegenden mit ihm auch nur anzutreten.

Wenn Moses bei Betrachtung dieser Armuth sich mit dem Gedanken tröstet, daß die Israeliten mit sich nehmen könnten, was ihre Hausfrauen von ägyptischen Freundinnen geborgt hätten! so kann er sich wegen einer solchen Maßregel nicht dadurch rechtfertigen, daß die Aegypter als eine feindliche Nation von seinen Landsleuten betrachtet werden konnten. Erlaubter war es, daß er sich seiner Kunde von verborgnen Eigenthümlichkeiten der Natur bedienen wollte, um durch Wunderzeichen seinem Gott und

sich bei dem König Aegyptens und den Israeliten Gewicht zu verschaffen; und über die Fehler seiner Sprache konnte er sich beruhigen, da sein Bruder Aaron um so beredter war.

Mit diesem muß er immer in Verbindung gewesen seyn, denn er ward von ihm am Horeb, dem Berge Jehovas in der Wüste, begrüßt, als er seine Reise nach Aegypten beginnen wollte, wo diejenigen gestorben waren, die ihn ehemals verfolgt hatten. Die zwei Brüder erwarben das Vertrauen der Familienhäupter unter den Israeliten in Aegypten; aber ihre erste Maßregel, um den Auszug derselben zu bewirken, nämlich die Bitte an den ägyptischen Herrscher, daß er die Hebräer zur festlichen Verehrung Jehovas in die Wüste möge ziehn lassen, hatte nur die Folge, daß ihr Zustand noch viel drückender wurde: es ward ihnen noch mehr

Arbeit auferlegt, weil man ihren Wunsch, ein heiliges Fest zu begehen, als eine Wirkung des Müssigganges ansah. Der ausdauernde Muth von Moses, ein Sturm von unglücklichen Ereignissen, der über Aegypten kam, und den König auf den Gedanken führte, daß der zürnende Gott der Hebräer Ursache desselben, und ein furchthares, mächtiges Wesen sei, hatte endlich die Folge, daß dem israelitischen Volke der Abzug verstattet wurde. Nach Palästina wollte Moses dasselbe führen, in das Land, wo die Nomadenhorden seiner Vorfahren ihre Heerden geweidet hatten.

In einzelnen Heerhaufen führte er es, nicht den geradesten Weg durch die Landenge bei Pelusium, weil er sonst den Kampf mit dem kriegerischen Stamm der Philister nicht hätte vermeiden können, wodurch die verzagten Israeliten wahrscheinlich nach Ae-

gypten zurückgescheucht wären; sondern zog durch die Wüsten am arabischen Meeresbusen, vielleicht auch in der Hinsicht, daß er nach dem Uebergang über diesen eine Gegend berührte, die ihm sehr bekannt, und der Sitz der Erscheinungen des Nationalgottes war. Seine Gründe waren dem ägyptischen Hofe verborgen, und je mehr sich der Zug zur Rechten hinabwandte, desto leichter konnten die Aegypter auf die Vermuthung gerathen, daß entweder die Hebräer von ihrem Gott nicht geliebt würden, oder auf die Weisheit von diesem nicht viel zu achten wäre. Der Pharao, mit seinem Heer verfolgte daher die Israeliten, und erreichte sie, indem sie am Meere gelagert waren. Jezt fühlte es Moses zum erstenmal, welche Bürde auf ihm, als dem Anführer eines solchen Volkes lastete. Waren keine Gräber in Aegypten, rief es ihm zu, daß du uns

wegführen mußttest, in der Wüste zu sterben? War es nicht beständig unsre Antwort, welche wir in Aegypten dir gaben: laß uns gehen, daß wir den Aegyptern dienen, denn das ist doch besser, als in der Wüste sterben!

Vielleicht wäre jetzt der ganze Plan von Moses zu nichts geworden, und die große Umwandlung menschlicher Denkart, welche aus demselben entsprang, hätte nicht den Charakter erhalten, dessen Gepräge an so manchen Einrichtungen des achtzehnten Jahrhunderts noch sichtbar ist, wenn nicht im rothen Meere eine solche Ebbe eingetreten wäre, daß die Israeliten ohne Gefahr hindurchziehen konnten. Moses streckte, so schildert diese Szene der Styl der israelitischen Legende, seine Hand gegen die See aus; da ließ Jehova das Meer durch einen entgegenwehenden heftigen Wind die ganze

Nacht hindurch wegtreiben, so daß der Boden trocken, und das Wasser in der Mitte zertheilt ward, daß die Israeliten auf dem vom Wasser entblößten Strich mitten durch das Meer gingen, und was auf beiden Seiten von Wasser blieb, ihnen zur Mauer diente.

Die Aegypter waren des Wechsels von Ebbe und Flut in dem Meere nicht so kundig, wie Moses, der so lange an dem Ufer desselben gelebt, und wurden von der Flut überrascht, als sie sich zur Verfolgung der Israeliten in das Bette der See gewagt hatten. Durch diesen Uebergang der Feinde erschienen der Heerführer und sein Gott in einer Glorie, durch welche die Dichtkunst begeistert werden mußte.

*Da sangen Moses und die Kinder Israel
Dies Lied dem Herrn,
so sangen sie:*

Ich singe dem Herrn; denn groß ist Er!
Ross und Wagen stürzte er
nieder ins Meer!

Mein Macht- mein Lobgesang ist Er!
Mir zur Hülfe kam der Herr!
Er mein Gott, ich sing' ihm Lob,
Gott meiner Väter, ich preis' ihn hoch.

Jehova ist ein Kriegesheld,
Jehova heisset er!
Pharo's Wagen und sein Heer
warf er in's Meer.
Seiner Führer Erlesenste
sanken ins schilfge Meer.

Die Fluten deckten sie,
sie sanken zum Grund³ hinab
wie ein Stein.

Deine Rechte, Jehova, hat sich hochherrlich
erzeiget!
Deine Rechte, Jehova, zerbrach den Feind!

Durch Deine hohe Kraft
zertrümmerst Du, die wider dich stehn:
Du schnaubest Rache aus,
sie müssen verwehn,
wie Spreu.

Vorm Hauche Deines Athems thürmten die
Wasser sich,
Wie Flutenhaufen stelleten sie sich,
Es starreten die Wellen
im tiefen Meer.

Der Feind sprach: sie verfolgen, ergrei-
fen, zur Beute sie theilen
Will ich; an ihnen kühlen den Muth!
Mein Schwert ausziehen,
vertilgen sie!

Da hauchte Dein Wind:
sie deckt das Meer!
Sie gingen hinab wie Blei
in der gewaltigen Flut:

*Wer gleicht Dir, Herr!
Unter den Göttern, wer?
Wer ist wie Du hochherrlich in Gottes-Pracht?
schrecklich im Lobe, voll Wundermacht!*

*Aus wecktest Du die Hand;
die Erde schlang sie auf.
Und führtest nun mit sanfter Hand
Dein auserkauftes Volk.
Du führst es tapfer fort
zu Deinem heiligen Ort.*

*Es hören es die Völker und zittern schon!
Angst ergreift die Bewohner Philisterlands.
Die Fürsten Edoms beben schon!
Die Tapfern Moabs fasset Todesangst;
Zerschmolzen stehn die Bewohner Kanaans.*

*Lass fallen auf sie Furcht!
Todesschrecken vor Deinem mächtigen Arm!
Erstarren lass sie zu Stein,*

bis dass durchhin gegangen Dein Volk, Jehova!
bis dass durchhingegangen Dein Dir erkaufte
Volk.

Führe sie,
pflanze sie
auf Deinem Erbgebirge,
dem Orte Deiner Wohnung,
die Du Dir selbst bereitet hast, Jehova,
zum Heiligthum, das Deine Hände bauten.
Jehova herrscht ein König in Ewigkeit,
in Ewigkeit!

Aus zog Ross und Wagen Pharao,
mit seinen Reitern zog er in das Meer;
Da liefs Jehova über sie kommen
Fluten im Meer;
Israels Stämme gingen trocken hindurch
mitten im Meer. *)

*) Der Verfasser der herrlichen Schrift vom Geiste
der ebräischen Poesie wird verzeihn, dass
ich diese Uebersetzung von ihm entlehnte, weil sie

Auf dem Zuge in die Wüsten nach dem Durchgange zeigte es sich in jedem bedeutenden Ereignisse, wie gut Moses in Hinsicht auf die Gründung des Ansehens und des Staates, welcher auf der Idee von demselben ruhn sollte, gerade diesen Weg gewählt hatte, wo er die verborgnen Eigenthümlichkeiten der Natur so genau kannte, daß er häufige Wunderzeichen im Namen

mir ein wunderbarer Nachklang jenes alten Gesanges scheint. „Der Durchgang durchs Meer hat das älteste und klingendste Siegeslied herorgebracht, das wir in dieser Sprache haben. Es ist Chorgesang: eine einzelne Stimme mahlte vielleicht die Thaten selbst, die der Chor aufging und gleichsam verhallte. Sein Bau ist einfach, voll Assonanzen und Reime die ich in unsrer Sprache ohne Wortzwang nicht zu geben wüßte: denn die ebräische ist wegen ihres einförmigen Baues solcher klingenden Assonanzen voll. Leichte, lange aber wenige Worte verschweben in der Luft und meistens endigt ein dunkler, einsylbiger Schall, der vielleicht den Bardit des Chors machte.“ Th. 2. S. 84.

des Nationalgottes erscheinen lassen konnte. Noch ist die Natur jener Gegend für uns nicht genug erforscht, daß wir entscheiden könnten, ob die Dichtung der Legende in den Nachrichten über diese Ereignisse spreche, oder ob sie reine historische Wahrheit sind.

So wie der Herführer durch die Weise, wie er seine Kenntnisse anwandte, den Eindruck vorbereitete, welchen die Gesetzgebung machen sollte, wirkte auch seine Sitte bei dem ersten Kampfe, welchen die Israeliten zu bestehn hatten. Sie waren von dem Stamme der Amaetiker angegriffen worden; Moses gab an Josua den Befehl, dem Feind ein Treffen zu liefern, während welchem er auf einem Hügel stand, mit erhobenen Händen. Er senkte sie, wann die Amaetiker den Sieg zu gewinnen schienen, und hob sie von neuem in die Höhe, wann Israel dem

Feinde überlegen war. Seine veränderte Stellung ward als die Ursache des Wechsels betrachtet. Er betete, bis die Sonne untergieng. Als der Sieg auf der Seite seines Volkes war, konnte er es mit mehr Zuversicht dem großen Augenblicke der Gesetzgebung entgegen führen.

Die Fortsetzung im dritten Theil.

III. Hero-

III.

H e r o d o t.

Ein historischer Roman.

f 2

Und wenn auch du die Fesseln liebest, Psycharion, so verzweifle ich an der Tugend meiner Mitbürger! sagte der Jüngling, und wandte vom Schiffe, halb freudig, halb wehmüthig, seinen Blick nach der Gegend seiner Vaterstadt Halikarnass. Die Morgenröthe erwachte, und die Küste von Karien trat allmählig aus den Nebeln hervor: er stand allein auf dem Verdeck, fast alle Schiffsleute schliefen noch. Da zeigte sich ein Theil der Vaterstadt im ersten Morgenstrahl, und eine hohe Röthe überflog seine Wangen. Einst herrschte da die Freiheit, rief er aus; sie kann nicht ganz aus den Mauern von Halikarnass entflohen seyn!

Er trat an das Gestade. Armer Herodot, seufzte er, küsse nicht die Vatererde; sie ist durch Sklaverei entweiht. Er sah die Vorübergehenden scharf an, ob die Züge der Freiheitsliebe noch in ihren Gesichtern waren, und glaubte sie verwandelt zu sehen; er ging mit raschem Schritte nach dem Thore der Stadt, und stand erschrocken vor demselben still, als ob ein verpesteter Hauch ihm entgegen käme; er eilte bleich, mit düsteren Blicke durch die Strassen, und die Knaben standen, und sahn mit Furcht dem stürmischen Fremdling nach. Gewiss ein Flüchtling, sagten sie zu einander, der mit unreinen Händen zu uns kommt, und sich in unserer Stadt will sühnen lassen.

Er trat mit einer wunderbaren Angst in das Haus seines Oheims Panyasis, wo er seine Jugend verlebt hatte. Noch wufste er nicht, dass der vielverehrte Mann auf Be-

fehl des Tyrannen Lygdamis in seinem Hause vor kurzem ermordet war. Eine schauerliche Oede herrschte in demselben; in dem Lieblingsgemach Herodots, wo er so oft mit andern Kindern gespielt hatte, sah er nun Streifen von Blut am Boden, welche die Zeit noch nicht blässer gemacht hatte. Götter! rief er schwach aus gepresster Seele, und sein Ruf hallte hohl wieder in dem Hause. Er lehnte sich an eine Säule, aber an ihrem Marmor war Blut hinaufgesprützt. Götter! rief er mit schmetternder Stimme. Die Myrthen umwebten ganz so wie ehemals das Gesimse der Fenster, doch schien es ihm, als ob der Hauch der Erinnyen, nicht Cytherens wollüstiger Athem, aus ihnen hauchte. Götter des Hades! rief er. Wer den Hades anruft, so antwortete eine schwache Stimme, zu dem komme ich gern. Ein alter Mann, mit weißem Haar, kam hinter den Myrthen hervor. Fremdling, sprach er, meine Augen

sind dämmernd, aber du scheinst mir von den Erinnyen gesandt; dein Haar ist düster zerstreut, dein Blick wild, dein Gesicht bleich. O Phormion, Phormion, rief Herodot, kennst du mich nicht mehr? Sprich, Alter, wo ist dein Herr, mein vielverehrter Oheim? Ja, sie kommen, sie kommen, fuhr der Alte fort, sie rauschen daher, wo es dunkel wird, im Garten dort an den Blumenbeeten höre ich ihren ehernen Fußtritt! wie die Schlangen in ihren Haaren sich winden, wie sie den Mörder quälen werden! sei mir willkommen Fremdling, du hast eine gute Herrschaft in diesem Hause angekündigt. Der Herbstwind ist doch köstlich!

Herodot merkte bald, daß das Haupt des alten Sklaven seines Oheims sich zum Wahnsinn neigte. Vergebens erinnerte er ihn an die Zeit, wo er als Knabe auf seinen Armen getragen, auf seinen Knien gewiegt sei. Die

ganze Vergangenheit war aus dem Gedächtnisse des Alten bis auf die eine Begebenheit verschwunden, die ihm das Gehirn zerrüttet hat. Allein auch sie wußte er nicht im Zusammenhang, nur aus seinen verwirrten Aeusserungen konnte Herodot abnehmen, was auch ihn zum Wahnsinn hätte bringen können, wenn er nicht Liebling der Musen gewesen wäre, daß nämlich der Bürger Lygdamis sich der höchsten Gewalt in Halikarnass bemächtigt hatte, und daß sein verehrter Oheim Panyasis, ein Beschützer der Freiheit, auf Befehl des Tyrannen in diesem Gemach ermordet sei.

Betäubt wankte der Jüngling bald hier bald dorthin, von einem Zimmer in das andre, und kam stets wieder in das blutige Gemach zurück.

Der alte Sklav war in den Garten hinausgegangen, schaukelte sich mit den Zweigen der Obstbäume, deren Früchte seine einzige Nahrung war. Wie eine Gestalt der Unterwelt saß er in denselben, und rief bisweilen, indem er in die Ferne zu blicken versuchte, mit schwacher, rauher Stimme: sie kommen dorthier! der eherne Fußtritt! Ergriff nach den dünnen Zweigen, als faßte er die Furien bei ihrem Schlangenhaar.

Herodot irrte in den Garten hinaus. Er hatte schon gewußt, daß Lygdamis während seiner Abwesenheit sich zum Tyrannen aufgeworfen hatte: eine Kunde von seinem Oheim, die er in Aegypten hierüber empfing, hatte ihm zugleich den festen Entschluß desselben offenbart, Verzicht zu thun auf die Jugendfreundschaft des Tyrannen und sich seiner Herrschaft entgegen zu stellen. Schrecklich fiel es dem Jüngling auf die Seele, im

Vater seiner geliebten Psycharion zugleich den Unterdrücker der väterlichen Freiheit und den Mörder seines Oheims zu finden. Eine doppelte Pflicht foderte ihn zur Rache auf; und in seiner grossen Seele stand der Entschluss sogleich fest, seiner Pflicht alles aufzuopfern, selbst Psycharion und seine Liebe. Zwar gingen jetzt, da er diese dem Vaterland opfern wollte, alle bezaubernde Scenen derselben in seiner Seele vorüber: wie die schöne Jungfrau in das befreundete Haus seines Oheims kam, wie sie mit Wohlgefallen ihm zuhörte, wenn er von den Eingebungen der Musen sprach, wie allmählig die stärkste Leidenschaft in ihm und in ihr emporkeimte, und sie bei den Trümmern eines Dianentempels ihm zum erstenmale zitternd ihre Liebe gestand, in dem rosenfarbenen Scheine der Abenddämmerung; aber bei jedem neuen Bilde, das vorüber ging, bestärkte er sich auch in dem Entschlusse, dass er diese ganze schö-

ne Welt, wenn es noth thäte, auf dem Altare des Vaterlandes opfern wolle.

Während diesem Siege über sich selbst war er bis an das Ende des Gartens, bis an den Fluss gekommen, der sich hinter demselben vorbeischlängelte. Er stand in sich verloren, und sah schwermüthig in die blauen Fluten hinab. Da hörte er den Fluss herauf leise Bewegungen kommen, und sah durch die hangenden Gesträuche einen Nachen heranschwimmen, in welchem mehrere Jungfrauen waren. Er warf einen Blick auf sie, und sah seine Psycharion in der Mitte derselben. Sie wandte ihren Blick nach dem Ufer, und sank erblasst im Schiffe zurück: der Jüngling stürzte sich in die Flut, sprang in den Nachen und lag zu ihren Füßen. Sie schlug die Augen wieder auf, er war sprachlos, die Jungfrauen standen schweigend und furchtsam umher. Hin-

weg, wenn mein Leben und dein Leben dir werth ist, rief *Psycharion*, nachdem sie sich gesammelt hatte. O *Psycharion*! sagte der Jüngling bebend. Ich beschwöre dich bei *Cypris*, verlaß den Nachen! rief die zitternde Geliebte, und er stürzte sich wieder in die Flut hinab. Lange stand er am Ufer, und sah wie im Traume dem hinabschwimmenden Schiffe nach; *Psycharion* hielt ihr Auge auf ihn geheftet. Liebe und Wehmuth und zärtliche Furcht wechselten in ihren Gesichtszügen und Blicken. Welche Gebete sie zu *Cytheren* senden mochte, nach deren Tempel sie schiffte, um das Fest der Göttin zu begehn.

So wurde *Herodot* am ersten Tage seiner Rückkunft von stürmischen Empfindungen umhergeworfen, und seine Seele, sonst so heiter durch die Gunst der *Musen* gestimmt,

ward durch Leidenschaften zerrüttet, bis der Abend kam. Er wusste, dass sich gewöhnlich in den ersten Stunden der Nacht seine ältesten Jugendfreunde in einer Grotte, nicht weit von den Trümmern des Dianentempels, dem ersten Denkmale seiner Liebe, zum fröhlichen Zechgelage versammelten: er eilte dahin! und die Wände der Grotte hallten von den frohen Ausrufungen seiner Genossen wieder!

Bald kam ihr Gespräch auf den Zustand ihrer Vaterstadt, die Funken der Freiheit in ihrer Seele schlugen bald zur lodernnden Flamme empor: die Jünglinge umkränzten ihre Becher, ihr Haupt mit Eppich, und machten sich Thyrsusstäbe. Als der Mond aufgegangen war, zogen sie von der Grotte heraus. Herodot, welcher sich vor allen durch jugendliche Schönheit auszeichnete, und himmlisch

wie Dionysos sprach, wenn ihn der Wein begeisterte, sollte die Person des Gottes vorstellen. Seine Zechgenossen umgaben ihn, und trugen ihn auf ihren Schultern. Unter lauten Gesängen wallte so der Zug in der Mondnacht zur Stadt hinab. Er streifte an einem Hain vorbei, wo Herodot mit seinem Thyrsusstabe Stillstand gebot. Hier standen die Statuen verehrter Männer aus Halikarnass: er wollte der Göttin der Freiheit hier einen feierlichen Eid schwören. Mit der Krone der Freiheit vertausche ich gern den Epheukranz, welchen ich als ein Gott trage, rief er aus, und warf ihn von sich: „der von euch ist nicht werth, im Gefolge des Dionysos zu erscheinen, welcher nicht die Freiheit seines Vaterlandes höher achtet, als Leben und Liebe.“ Alle schwuren mit ihm, den Tod für die Freiheit nicht zu scheuen. Ihrer waren zehn junge Männer, zwischen welchen sich das Band der

Freundschaft so fest geschlungen hatte, wie es nur unter den Griechen zwischen männlichen Herzen geknüpft werden konnte.

Indem sie in einem Kreise um Herodot herstanden, kam eine blasse Gestalt in den Gängen des Hains heraufgewankt, der Schatten von dem Zwölften in diesem Bunde der Jugendfreunde. Chlyades war einer der feurigsten unter ihnen gewesen, und hatte oft in seinen Heldenträumen nach dem Schwerte gegriffen. Jetzt suchte er nur die geheimnisvolle Stille der Wälder, einen Myrthenkranz um seine blasse Schläfe gewunden, mit welchem er sich gern in dem Spiegel der Quellen beschaute. Komme, Chlyades, riefen ihm die jauchzenden Brüder zu; erwache aus den Träumen der Liebe! Herodot ist da, und mit ihm in dieser Nacht die Freiheit. Der blasse Jüngling sah den zurückgekehrten Freund,

lief hastig auf ihn zu, und umarmte ihn heftig. Nun, Chlyades? Du gehörst doch auch zum Bunde der Freiheit gegen Lygdamis? sagten die Jünglinge. Die Röthe, welche kaum seine Wangen überzogen hatte, verschwand wieder bei dieser Anrede. Er verlor sich in die Gesträuche. Der Unglückliche, sagten die Brüder, er ist ein Sklav von Eros, und liebt daher nicht die Freiheit! Freunde, rief Herodot, wir schwören, die Freiheit höher zu achten, als die Liebe, und ziehen Eros entweder mit uns zu ihrer Höhe hinauf, oder stürzen ihn zur Tiefe hinab!

Still gingen nun die elf Verschwornen in die Stadt, und zerstreuten sich in den Strassen zu ihren Wohnungen. Herodot wählte das Gemach, in welchem sein Oheim erschlagen war, zu seinem beständigen Aufenthalt, und der alte Sklav Phormion war sein Wärter.

Als er am andern Morgen nach einem kurzen unruhigen Schlaf erwachte, waren ihm

die Scenen des vorhergehenden Tages und Abends wie längst vergangene Begebenheiten, deren er sich kaum erinnerte. Doch fühlte er wohl, dass er sich von der Heftigkeit der Eindrücke gestern zu manchen übereilten Schritten habe verleiten lassen, durch welche vielleicht der ganze Plan, seine Vaterstadt zu befreien und seinen Oheim zu rächen, unausführbar werden könnte, wiewohl es ihm auch nicht entging, welche Vorthelle selbst diese Uebereilung haben möchte. Seine Freunde mussten, wann die Scenen des vergangenen Abends bekannt werden sollten, durch die Furcht noch mehr an ihn gefesselt werden; vor einem plötzlichen offenen Angriff von der Seite des Tyrannen konnte er ziemlich sicher seyn, denn die Tyrannei, an sich feige, war in Halikarnass noch kaum entstanden; sie musste Herodots um so mehr schonen, je öffentlicher er und seine Genossen als Beschützer der Freiheit auftraten, und je mehr alle

diejenigen, in welchen noch ein Funke von Freiheitsliebe war, nun Kunde davon hatten, zu wem sie sich gesellen mußten. Alles dies entging dem Jüngling nicht, der überhaupt mit hellem Blick alle Vortheile und Nachtheile seiner Lage auch bei dem schnellsten Wechsel derselben überschaute; aber er war so redlich, es sich zu gestehen, dass ihr bei seinem gestrigen Betragen keiner dieser Gründe, sondern blos Leidenschaft gelei- tet haben. Er machte sich darüber noch Vorwürfe, als einige von den Verschwornen zu ihm kamen. Sie benachrichtigten ihn, dass sowohl von seinem Betragen gegen Psycharion, als von ihrer Freiheitsscene schon öffentlich gesprochen werde, dass die letzte weniger Freude als Besorgniß erzeuge, dass auch der geringste Pöbel von seiner Ankunft rede, dass der Tyrann diesen Morgen unter der Volksmenge auf dem Markt mit den Blicken ängstlich umher gesucht, sich oft plötz-

lich entfärbt, und das irre Auge weggewandt hätte. Er schien nach Herodot umher geforscht zu haben. Die Verschwornen zeigten noch den alten Muth alles für die Freiheit zu wagen, und kamen unter sich überein, dass sie von nun an die leichtsinnigste Rolle spielen wollten, um den Tyrannen zu überreden, dass die gestrige Scene nichts als ein jugendliches Spiel gewesen sei. Auch bestimmte man, dass niemand in den Bund mehr aufgenommen werde, da ihrer genug wären, um das Volk anzuführen, nie aber so viel seyn könnten, dass sie ohne dasselbe oder gar wider dessen Willen eine dauernde Staatsveränderung zu Stande zu bringen vermögten.

Herodots Genossen besaßen einen jugendlichen Leichtsinn, und daher gelang es ihnen ohne grosse Mühe, die verabredete Rolle zu spielen. Lygdamis beobachtete sie auf das argwöhnischste, glaubte aber nach einigen Wochen sie als Junglinge verachten zu müs-

sen, denen es nur im Rausch einfiele, dass ihre Vaterstadt von einem Tyrannen beherrscht werde. Herodot aber hatte nicht so viel Gewalt über sich, dass er seinen natürlichen Ernst durch leichte Spiele hätte verläugnen können; und war ihm dies auch gelungen, so würde er dadurch nur den Argwohn von Lygdamis geschärft haben, der seinen ernstesten Charakter hinlänglich kannte. Doch schien seine Seele so ganz das Eigenthum der Musen zu seyn, dass man nicht glaubte, sie wäre von leidenschaftlichen Planen für das bürgerliche Leben erfüllt. Auch glich sie wirklich einer Rose, die ruhig blüht, wenn der Donner über ihr rollt, der Blitz flammt; unbekümmert um den Aufruhr des Himmels erquickt sie sich nur durch den Thau desselben. Selbst seine heftige Liebe für Psycharion und seine glühende Vaterlandsliebe brachen äusserst selten als eine irdische Leidenschaft hervor; nach seiner gewöhnlichen Stimmung waren auch sie ein Gegenstand seines Künstlergeistes und mit einem milden Rosenscheine der Musen umgeben. Hätten

diese Göttinnen nicht selbst nur freigesinnte Geister geliebt, wäre seine Psycharion ihm nicht selbst als eine der göttlichen Schwestern erschienen: so wären vielleicht Vaterland und Geliebte nie mächtig genug gewesen, ihn aus seiner äussern Ruhe zu reißen. Auch verlebte er jetzt noch einige Wochen in derselben, zumal da Lygdamis seiner Liebe zu Psycharion kein Hinderniß in den Weg legte, und sich freute, daß Herodots Freiheitssinn, welchen er nicht übersah, zugleich in den Fesseln der Musen und der Liebe lag, einer Liebe, welche den Jüngling durchaus an ihn schien fesseln zu müssen. Davon ahnete dem Tyrannen nichts, daß in einer schönen weiblichen Seele selbst die kindliche Pflicht von der höhern gegen das Vaterland könnte zum Stillschweigen gebracht werden, zumal wenn der Zaubergesang der Liebe sie für dieses zu gewinnen sucht. Er redete laut und allenthalben von der Liebe Herodots zu seiner Tochter, und hoffte mit Recht dadurch Mißtrauen in der Stadt gegen den Jüngling zu verbreiten.

Die Fortsetzung folgt.

IV.

T h e o d e r i c h,

König der Ostgothen.

K 4

Ein Bote, welcher in Theodemirs Lager in der Nähe von Wien kam, um eine gute Kunde zu bringen, fand hier alles voll Freude, denn der Heerführer war kaum von seinem liebsten Keksweibe Erelieva mit einem Knaben beschenkt worden, welchen er Theoderich nannte. In keiner schönern Stunde konnte er die Nachricht vernehmen, daß die Hunnen, welche sich unvermuthet unter der Anführung von Attilas Söhnen auf seinen Bruder Walamir geworfen hätten, von diesem tapfer wären zurückgeschlagen worden. Dieser Sieg sicherte die Unabhängigkeit der Ostgothen von der hunnischen Herrschaft, welcher sie sich bald nach Attilas Tode entzogen hatten. In den frucht-

baren, wenn gleich verheerten Gefilden Pan-
noniens lebten sie jetzt mit Bewilligung des
griechischen Hofes, drei Brüder aus dem al-
ten Heldenstamme der Amalen, Widemir,
Walamir und Theodomir genannt, leiteten
die Nation durch ihre gemeinschaftlichen
Rathschläge, wiewohl sie sich in dem wei-
ten Strich Landes von Surmium bis Wien
getheilt hatten. *)

Ein anderer Schwarm von Ostgothen hat-
te sich in Thracien niedergelassen, und ihr
Anführer Theoderich, der Sohn des Tria-
rius, stand in grossem Ansehen beim kai-
serlichen Hofe, von welchem er jährlich ein
bestimmtes Geld erhielt. Die amalischen
Brüder wollten gleiche Vortheile geniessen,

*) Jornandes de rebus Geticis. c. LII. in Grotii
historia Gothorum. Amstel. 1655 p. 689. 90. —
Priscus p. 74. A.

und fielen daher plötzlich in Illyrien ein. Dadurch hatten sie den Griechen gezeigt, was sie vermochten. Kaiser Leo schloß einen Bund mit ihnen, und versprach einen jährlichen Sold. Zur Geissel für die Treue der Gothen sollte Theodemir seinen Theoderich hingeben. Er stand und zauderte, und gab ihn endlich hin auf die dringenden Bitten seines Bruders Walamir.

Als ein siebenjähriger Knabe kam Theoderich nach Konstantinopel, und schon seine Schönheit gewann ihm die Herzen der Griechen, welche auch politische Gründe genug hatten, ihn mit Liebe zu behandeln. Die Künste des Kriegs lernte er mit ausgezeichnetem Glück, er besuchte die Schulen der vornehmsten Meister: und wiewohl ihm selbst die ersten Anfangsgründe aller literarischen Bildung unbekannt blieben, so erhielt doch seine Seele durch die Eindrücke

der Erziehung eine gewisse Achtung gegen wissenschaftliche Kultur, welche grössen Einflufs auf seine nachherige Regierung geäußert hat. Der Anblick der Griechen mußte ihn früh auf den Gedanken bringen, welcher späterhin seine Maxime ward, daß nemlich alle wissenschaftliche Kultur, so nützlich sie im Staat seyn möchte, der Tapferkeit nachtheilig und daher eines Gothen unwürdig sey. *)

*) Jornandes l. c. — Procopii Gothicae hist. l. I. ap. Grotium p. 144. — Als König von Italien mußte sich Theoderich ein Goldblech machen lassen, worin die vier ersten Buchstaben seines Namens durchschnitten waren, so daß er innerhalb der Zwischenräume seine Züge machen konnte, wenn er ein Edikt unterschreiben sollte. Mit Unrecht werden Ennodius und Theophanes von Gibbon (chap. XXXIX. not. 3.) beschuldigt, daß sie den König auch in Hinsicht auf seine wissenschaftliche Bildung gepriesen haben: beide sagen nichts, als daß er

Unterdessen Theoderich in Konstantinopel lebte, kam sein Oheim Walamir in einem Treffen um, und sein Vater Theodemir erhielt nun bei den gemeinschaftlichen Unternehmungen die Hauptanführung. Als dieser einst von einem siegreichen Zug über die gefrorne Donau in das Land der Schwaben und Allemannen zurückkehrte, fand er seinen Sohn, welchen Kaiser Leo mit grossen Geschenken ihm wieder gesandt hatte. Die schöne und hohe, fast riesenmässige Gestalt des Jünglings, sein Geschick in den

die Wissenschaften begünstigt habe, und dies that er in einem hohen Grade in Vergleichung mit den übrigen barbarischen Herrschern in Italien. Ennodii episcopi Ticinensis Panegyricus dictus regi Theodorico; ad calcem Vitae Theodorici autore Cochlaeo et opera Johannis Peringsköld. Stockhol. 1699. 4. p. 226. — Theophanis chronographia. Paris. 1655. fol. p. 112. — Excerpta de Theodorico etc. ad calcem Ammiani Marcellini. Paris. 1681. fol. p. 669.

Künsten des Kriegs und die Milde seines Geistes machten ihn zum Liebling der Gothen. Fast sechstausend der tapfersten Männer gesellten sich bald zu ihm, daß er ohne Wissen seines Vaters auf ein Abentheuer ausgehen konnte. Er zog an der Donau hinab in die Heimath des sarmatischen Königs Babai, welcher durch einen Sieg über ein römisches Heer furchtbar und trotzig geworden war. Er überfiel und erschlug ihn, und kehrte mit Beute beladen zu seinem Vater zurück. Bald darauf nahm er auch den Sarmaten Singidunum oder Belgrad ab, und erweiterte das Gebiet seines Stammes bis an den Einfluß der Sau in die Donau. *)

Nicht lange nachher zog Widemir mit einer Schaar von Ostgothen nach Italien, und seine Begleiter verloren sich nach sei-

*) Jornandes c. LV. p. 694.

nem frühzeitigen Tode unter den Westgothen in Gallien. Auch Theodemir starb bald, nachdem er dem griechischen Reich noch eine Provinz abgenommen hatte, und sein Sohn war nun der einzige Anführer des Stammes, welcher von dem Heldengeschlecht der Amalen sich beherrschen liefs. Gewaltige Kriege, durch welche der Kaiserthron wankte, konnten nun sogleich dem König der Ostgothen Gelegenheit geben, eine wichtige Rolle im griechischen Reiche zu spielen. Kaiser Zeno, welcher vorzüglich durch ihn zuletzt den Thron behauptete, überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen und Geschenken, mehr aus Furcht vor den grossen Eigenschaften des Barbaren, als aus Zuneigung zu ihm, dessen sein niedriger Charakter nicht fähig war. Theoderich erhielt sogar die **Konsulnwürde** (für das Jahr 484). Sein hoher, freier Sinn berechtigte ihn vor allen, diesen Schmuck zu tragen, der von den Zei-

ten der alten römischen Freiheit noch übrig war. Selten war auch ein Anführer von germanischen Horden so dankbar und beständig gegen die Griechen, wie er, wenn gleich theils die Denkart derselben, theils der ungezähmte Geist seines Volks ihn bisweilen zwangen, seinen Speer gegen das griechische Reich selbst zu kehren, und die Flamme in einem Lande, welchem er diente, wüthen zu lassen. In einem Zeitpunkt der Art bedrohte er sogar Konstantinopel selbst; aber der Anblick der Stadt, welche ihm durch so manche Eindrücke der Jugend werth geworden war, wirkte so auf ihn, daß er ohne eine feindselige Handlung gegen sie zurückkehrte. Nur kriegerische Züge für die Griechen, von welchen er nie geruht hätte, wären ein Mittel gewesen, ihn in ununterbrochener Treue zu erhalten. Aber wie konnte er in der üppigen Muse des Hofes, wie sein Volk in der trägen Ruhe des Lagers,

aus welcher es öfters selbst durch Mangel getrieben wurde, lange verharren? Wann ihn dieses auf der einen Seite zum Schutz, zur Anführung aufrief, und auf der andern der griechische Hof ihm die bittersten Vorwürfe wegen seiner Verrätherey und Habsucht machte, dann versank er bisweilen in schwermüthige Gedanken, und wünschte an den Gränzen von Scythien im Frieden und ohne Ruhm voll Gehorsam seine Tage zu verleben. Nur wenn die Flamme seines Geistes durch Stürme aufwärts getrieben ward, konnte er glücklich seyn, und er scmeichelte sich, in einer völligen Stille werde er das Glück seines Lebens finden. *)

Bei einer solchen Seelenstimmung des Helden und bei der Eifersucht, die schon

*) Jornandes c. LVII. p. 696. — Theophan. chron. p. 113.

lange zwischen den Gothen der Amalen und denjenigen geherrscht hatte, welche Theoderich, der Sohn des Triarius, leitete, mußte es der griechischen Arglist leicht werden, ihn zu einem Zuge gegen diese letzten zu bereden, welche bei den bürgerlichen Unruhen gegen Zeno Dienste gethan hatten. Man hoffte, die gothischen Stämme sollten sich untereinander zu Grunde richten.

Nach den heiligsten Versicherungen, daß er einen hinlänglichen Vorrath von Lebensmitteln vor seiner Ankunft bei Hadrianopel erhalten werde, nebst einer Verstärkung von achttausend Mann Reiterei und dreißigtausend Fußvölkern, brach Theoderich auf. Bei dem Einbruch in Thracien fand er sich in einer wüsten Einöde, zwischen den Felsen und Abgründen des Bergs Sondis von seinen Wegweisern verrathen. Hier war es, wo ihn der Sohn des Triarius überraschte

und angriff. Doch mehr als jeder Angriff an diesem gefahrvollen Ort bekümmerten ihn die Worte desselben, welche er von einer nahen Anhöhe ihm zurief. Er nannte ihn einen Meineidigen, einen thörigten Knaben, den Verräther seines Volks, welcher die Arglist der Griechen nicht kenne und das Ziel ihrer Rathschläge nicht sehe. „Wißt ihr denn nicht,“ rief er, „dass diese immer den Rath höchachteten, die Gothen durch ihr eignes Schwert sich wechselsweise vertilgen zu lassen? Ahnet es euch nicht, dass der Sieger in diesem unnatürlichen Kampf ihrer unsöhnlichen Rache wird hingegeben, mit Recht wird hingeopfert werden? Wo sind diese Krieger, meine Verwandten, und deine eignen, Theoderich, deren Witwen nun wehklagen, dass ihr Leben ein Raub deines blinden Ehrgeizes wurde? Wo ist die Habe geblieben, welche deine Krieger besaßen, ehe sie von der väterlichen Heimath hinweg

unter deine Fahnen gelockt wurden? Da gehorsamten drei oder vier Rosse auf den Ruf eines jeden von ihnen, nun folgen sie dir gleich Sklaven zu Fuß durch die Wüsten von Thracien, verführt von dem Wahn, daß sie Berge von Gold erobern würden; und wehe, daß diese Männer einst frei und edel waren, wie du selbst!“

Möchte diese ganze Rede dem Sohn des Triarius von seiner Schlaueit, denn ihn selbst trafen alle Vorwürfe, die er dem Helden machte, oder von seinem Herzen eingegeben seyn, sie erregte das Geschrei des Unmuths im Lager der Amalen. Das Andenken an die Väter und die Heimath durchstürmte die rauhe Brust der Gothen und beide Heere lagen sich einander in den Armen. Die Nothwendigkeit und sein Herz rissen auch den Sohn Theodemirs zu den Umarmungen hin. Die griechische Arglist veran-

laßte einen Triumph der deutschen Liebe, und die thracischen Klüfte hallten von dem Bundesgeschrei derselben Menschen wieder, welche kamen, um sie mit dem Schlachtruf gegen einander, mit dem Winseln der Sterbenden und ihrem Blut zu erfüllen. *)

Vielleicht hätten die Gothen vereint ihre Waffen gegen die Griechen gerichtet, wenn sie bei einer solchen Unternehmung ausser der Beute, welche sie machten, ausser dem höhern Sold, welchen sie erzwangen, im Ganzen nicht mehr hätten verlieren als gewinnen müssen. Wo sie lebten, ward immer eine Einöde. Dafs eine Regierung bestand, unter welcher der Boden kultivirt und

L 3

*) Excerpta de legationibus. Paris. 1648. fol. pag. 78 — 97. Marcellini chronicon in Scalig. thes. temp. P. II. pag. 34 — 57.

Handel getrieben ward, die ihnen aber, sobald sie wollte, alles preis geben mußte, war für sie ein wahres Bedürfnis. Auch ließ sich nicht erwarten, daß sie im Orient selbst einen Staat hätten stiften sollen, wo unter ihrer Herrschaft, wie nachher in Italien, die Künste des Friedens fortgeblüht hätten, denn theils war es für barbarische Horden nicht so leicht möglich, in der Nähe der Kaiserstadt selbst und mehr beim Mittelpunkt der Regierung auf längere Zeit den Meister zu spielen, theils scheinen die Eigenschaften der Germanen nur auf die Natur der occidentalischen Länder berechnet gewesen zu seyn. In diesem erhielten sich ihre Staaten vornemlich durch das Band, welches Gleichheit der Denkart und der bürgerlichen Einrichtungen zwischen ihnen einmal geschlungen hatte, und wilde Eifersucht nie ganz zerreißen konnte. Ein isolirter germanischer Staat würde leicht

die Beute des griechischen Kaiserthums geworden seyn.

Nur den Sohn des Triarius erblicken wir bald nach jenem Schauspiel im Kriege mit den Griechen, aber sein plötzlicher Tod machte demselben schnell ein Ende. Als er eines Tages auf ein wildes Pferd gesprungen war, und es noch nicht in seine Gewalt bekommen hatte, trug es ihn gegen den Speer, welchen er vor seinem Zelte aufgehängt hatte, trieb ihm die Spitze desselben in die Seite. Er starb nach wenigen Tagen. *)

Sein Tod war entscheidend für das Schicksal des amalischen Stammes, theils weil unter dem Sohn Theodemirs sich nun beide

L 4

*) Evagrii Scholast. eccles. histor. L. III, 25. Morgunt. 1679. fol. p. 354. 55.

Stämme vereinigten, theils weil das ganze Verhältniß zu dem griechischen Reich sich nun änderte. Bisher hatte dieses seine Sicherheit in der Eifersucht der Ostgothen gegen einander gefunden; nun ward es von der ganzen Macht derselben ohne Gegengewicht gedrückt. Theoderich sah recht wohl, wie ihn der Argwohn der Griechen auf allen Seiten mit Fallstricken umgab, und eben so wenig entging ihm der Unmuth seines Volks, daß es in rauhen Gefilden umher irrte, unterdeß er in der wollüstigen Ruhe des Hofes seine Tage verträumte. Er schaute nach einer großen Unternehmung umher, welche dem Drange seines Geistes entspräche und ihn der gefahrvollen Gegenwart entrisse: er warf seinen Blick auf das schöne Italien, wo kaum das abendländische Kaiserthum sein Ende erreicht und ein deutscher Heerführer Odoacer, wahrscheinlich vom Stamm der Rugen, sich der Herrschaft bemächtigt

hatte. „Soll denn Hesperien, sprach er zum Kaiser Zeno, soll denn jene Stadt, einst die Beherrscherin der Welt, nun durch die Tyrannei der Rugen zerrissen, der Senat durch einen Fremdling, welchen du nicht kennst, zerfleischt werden? Sende mich dahin mit meinem Volk. Dann drückt dich der Sold nicht, welchen du uns hier entrichtest, und bin ich dort siegreich gewesen, so will ich Hesperien als ein Geschenk von dir besitzen!“

Der Kaiser horchte gern auf einen solchen Antrag; die Gothen vernahmen ihn mit lautem Beifall. Das ganze wilde Volk stund auf und begann im tiefen Winter einen Zug von beinahe anderthalbhundert Meilen (489). Weiber und Kinder und Greise wurden nebst der kostbarern Habe auf Wagen geführt, von welchen zweitausend in einem einzigen Treffen verloren gingen; die Heerden zogen mit,

und nährten ihre Besitzer; wenn sie und der gesammelte Vorrath an Lebensmitteln nicht mehr hinreichten zur Nahrung, so ward das Wild in den Wäldern verfolgt, oder von den Völkern, zu welchen man kam, Unterhalt erfleht und erkämpft. So zog Theoderich mit seinem Volke nach Epirus hinab, um nach Italien hinüberzuschiffen; weil es aber an Fahrzeugen fehlte, mußte er sich entschliessen, nördlich durch verödete Gegenden zu ziehen und die Alpen zu ersteigen. Manche wilde Völker warfen sich ihm bloß aus Kampflust entgegen, andere von Odoacer aufgefordert. Aber nur ein einzigesmal schienen seine Klugheit und Tapferkeit die Gothen nicht mehr vom Verderben retten zu können. Als sie an das Land der Gepiden kamen, war alle Hoffnung verschwunden, einer unvermeidlichen Hungersnoth auf eine andere Weise, als durch die Hülfe derselben begegnen zu können.

Eine Gesandtschaft an sie bat um Lebensmittel und freien Durchzug; die Antwort brachte ein gepid'sches Heer, das mit drohenden Mienen und dem Feldgeschrei an dem hohen, durch übereinander aufsteigende Mauern befestigten Ufer des reissenden Flusses Ulka erschien; am niedern jenseitigen Ufer standen die Gothen vor Hunger entkräftet und muthlos. Mit Verzweiflung begannen sie den Angriff; die aber vom Strom nicht weggerissen wurden, sanken sogleich unter den Pfeilen und Schwertern des Feindes. „Wer eine Bahn durch die feindliche Schlachordnung haben will, rief Theoderich, der folge mir! nicht für die Menge ist der Preis der Tapferkeit, nur wenige entscheiden das Kriegsglück; der Genuß desselben kommt vielen zu Gute. Nach meinen Thaten werde euer Muth geachtet; ihrentwegen sollt ihr jauchzen. Wohlauf, hebt die Fahnen hoch neben mir empor; ich will keinem

verborgen bleiben! Dann foderte der König einen Becher und trank zur Weihe des Sieges, und zog mit verhängtem Zügel gegen den Feind. Die Gepiden wankten bei diesem Anblick, die Gothen setzten ihrem Heerführer nach, und nur die einbrechende Finsterniß der Nacht rettete den flüchtigen Feind von einem gänzlichen Untergange. *)

Ueber die Julischen Alpen zogen die Gothen nach Italien hinab, und fanden Odoacer mit einem mächtigen Heer am Fluß Isapo gelagert, nicht weit von Aquilea; und schon die Wahl dieser Stellung zeigte, daß es ihm nicht an Feldherrntalenten fehlte. Allein der Sturm der gothischen Horden, die nach einem solchen Zuge auf die schönen

*) Jornand. c. LVII. p. 696. 97. — Procop. p. 140. — Ennod. p. 211. 212. — Excerpta de Theod. p. 664.

venetischen Gefilde sich stürzten, war unwiderstehlich. Siegreich verfolgten sie den geschlagenen Feind und eroberten das Land bis Verona, wo er sich ihnen zum zweitenmal und mit verstärkter Macht entgensetzte. An der Etsch hatte er eine Stellung genommen, welche sich gegen jeden Angriff behaupten liefs, und ihn gegen eine förmliche Schlacht schützte. Theoderich entdeckte an einem Abend das weite Lager desselben mit zahllosen Feuern, es glich in der Entfernung einem Himmel voll Sterne, und er beschlofs, sogleich am folgenden Morgen einen entscheidenden Angriff zu wagen. Er wufste es, wie heifs der Kampf seyn werde, als der Morgen zu dämmern anfang, und der schmetternde Klang der Trompeten in sein Zelt drang, wo er sich die Rüstung anlegte. Seine Mutter Erelieva und seine Schwester kamen ängstlich zu ihm, *) Zwar besafs

*) Sie kamen in sein Zelt, er ging nicht vor der Schlacht in das ihrige, wie Gibbon unrichtig

jene ganz den hohen Geist der germanischen Weiber, sie war es, welche eines Tages, da ihr gröfser Sohn selbst in einer blutigen Schlacht von den Fliehenden mit fortgerissen ward, ihnen vor dem Lager entgegen trat, und sie durch ihre Vorwürfe zu den Schwertern der Feinde zurücktrieb; aber an diesem Morgen mußte er ihr Muth zusprechen. „Das Bild meines Vaters steht vor meinen Augen, sagte er. Wurde er doch nie zum Spotte des Glücks in einer Schlacht, denn er erzwang sich durch seine Tapferkeit ein gutes Ende derselben. Bringt mir nun das Gewand, von euren Händen gearbeitet, euer schönes Gewebe; zu diesem Kampf

erzählt. (Basl. ed. L. VII. p. 15.) Es ist hier nicht der Ort zu zeigen, wie bedeutend eine solche kleine Unrichtigkeit in Hinsicht auf das Verhältniß zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht bei den germanischen Völkern wird.

muß ich geschmückter gehen, als sonst zum Feste!“

Durch ihn, durch seine Klugheit, seinen Muth, ward der Angriff ganz zum Vortheil der Gothen entschieden, und Odoacer entfloh in das feste Ravenna. Zwei Dinge waren es, welchen Theodemirs Sohn, ausser seinem Verdienste, seine Siege verdankte. Er stand allein an der Spitze eines ganzen Volks; die Heere seines Gegners waren zusammengesetzt aus den Ueberbleibseln von mehrern germanischen Völkern, die im Solde der Römer gewesen waren, und deren Anführer sich selbst den königlichen Titel beilegte; seine Gothen waren verloren, wenn sie aus Italien zurückgetrieben wurden, und mußten daher in dem Streit über dasselbe für alles kämpfen, was ihnen werth war; den alten Bewohnern Italiens hingegen lag gar nichts, den germanischen Schwärmen

unter Odoacer wenig daran, ob dieser oder sein Gegner herrschte.

Ein grosser Theil der feindlichen Krieger ging auch zu den Gothen über, welche im Lager bei Mailand standen. Doch wurde die Verrätherei eines ihrer vornehmsten Anführer, der mit ihnen übergegangen war, nachher Ursache, dass Theoderich die Oberhand in Italien wieder verlor, und erst nach erhaltener Hülfe von den Westgothen in Gallien, einem dritten Sieg über Odoacer, diesen wiederum in Ravenna einschliessen konnte. Fast drei Jahre hindurch mußte er ihn hier belagern, unterdeß ihn ganz Italien schon als Herrscher anerkannte, die Vandalen ihm Sicilien völlig überliessen, und er vom römischen Senat und Volk als ihr Befreier empfangen wurde. *)

*) Ennod. 214 — 217. — Excerpta de Theod. p. 664. 65.

Als endlich eine Hungersnoth in Ravenna ausbrach, zwangen Odoacers Krieger ihren Anführer, auf einen Vergleich mit Theoderich zu denken, und der Bischof der Stadt ward der Friedensmittler. Persönliche Sicherheit versprach der Held der Ostgothen seinem Gegner gewiss, vielleicht auch einigen Antheil an der Regierung; beide wollten wenigstens in Ravenna mit einem gleichen Rang und mit gleichen Rechten leben. Eine Zeitlang wurde der Vergleich von beiden treu gehalten; aber Odoacer konnte noch weniger die verlorne Macht vergessen, als Theoderich es dulden, daß der Rest der Herrschaft, welchen jener noch besaß, einen Schatten über seinen neuen Glanz verbreitete. Auch brach der Fürst der Rugen zuerst den Frieden. Er umgab den Anführer der Ostgothen mit hinterlistigen Anschlägen, und ward von diesem, sobald sie entdeckt waren, zum Mahle geladen, wo die

strafende Rache ausgeübt werden sollte. Theoderich stieß ihn mit eigener Hand nieder. *) Der Sohn und die vornehmsten Krie-

*) Dafs Odoacer von Theoderich selbst getödtet wurde, ist gewifs und Gibbon brauchte es nicht zu bezweifeln, da alle die Geschichtschreiber, welche als Quellen hier gelten können, es versichern. Einer der besten von ihnen setzt ausdrücklich hinzu, dafs der Ostgothe den Verräther mit eigener Hand niedergestossen habe. Excerpta de Theod. p. 665. Auch war dies eine Handlung, deren sich unter solchen Umständen der edelste Deutsche jener Zeit nicht würde geschämt haben, zumal da uns nichts zu dem Verdachte berechtigt, dafs Odoacer wehrlos, und hinterlistig getödtet sei. Selbst der nachtheiligste Ausdruck für Theoderich, dessen sich ein Schriftsteller bedient, nemlich Marcellin, ein griechischer Unterthan, *Odoacer perjuris illectus interfectusque est*, kann doch weiter nichts heissen, als dafs diesem das Versprechen der persönlichen Sicherheit nicht gehalten wurde; und der Grund davon war seine eigne Verrätherei.

ger des unglücklichen Königs wurden darauf verfolgt und so viel möglich mit ihren Familien ausgerottet.

M 2

Bei jenem Zweifel Gibbons fällt es dann um so mehr auf, daß er unmittelbar nachher unkritisch wird, um uns auf den Glauben zu bringen, jene Verrätherei, deren Odoacer beschuldigt wurde, sei nur die Erfindung seines Gegners gewesen. Er findet einen hinlänglichen Beweis für eine solche Beschuldigung gegen Theoderich in dem Umstande, daß der kaum geschlossene Vergleich viel zu vortheilhaft für die schwächere Parthie gewesen sei, als daß sie ihn leichtsinnig würde verletzt, und und die stärkere ihn treulich würde gehalten haben. Ohne hier zu erinnern, daß beim Ueberhandnehmen von solchen historischen Beweisen auch die reinste Tugend sich nicht gegen Verunglimpfungen schützen liesse, muß man sogleich bemerken, daß höchstwahrscheinlich der geschlossene Vertrag keineswegs vortheilhaft für Odoacer war. Alles, was wir da

Nun hatte Theoderich die Höhe erreicht, wo er seine grosse Kraft auf das mannigfaltigste entwickeln und der Welt zeigen konnte, daß er, wiewohl er als Barbar aus den

von wissen, beruht auf der Äusserung, daß Theoderich versprach, das Blut seines Gegners nicht zu vergiessen, und denselben zu Ravenna mit gleichem Recht, als er besitzen würde, seine Befehle geben zu lassen. An eine zwischen ihnen getheilte Herrschaft über Italien war gar nicht zu denken. Theoderichs Macht stand damals in ihrer schönsten Blüthe, und Odoacers eigne Krieger hatten wegen einer Hungersnoth ihn zu seinem friedlichen Vergleich gezwungen; um Schonung, um Verzeihung mußte er bitten. Wenn auch ein Geschichtschreiber sich etwas unbestimmt über die Verrätherei des letzten ausdrückt: so geht die ganze Unbestimmtheit doch nur darauf hinaus, daß ihm kein andrer Beweis, als die Versicherung des ostgothischen Hofes zu Gebote stehe. Procop. 141. — Jornand. c. LVII. p. 698. — Ennod. p. 217. 18.

Schulen der gelehrtesten Griechen hervorging, dennoch das Staatsruder führen könne, wie das Schwert, und selbst auf die Kultur der Wissenschaften und Künste bei seinen Ideen über die bürgerliche Verfassung gerechnet habe. Nie riefen Germanen einen Heerführer mit einem solchen Jubel zum König eines eroberten Landes aus, als jetzt die Gothen ihren Theoderich zum König von Italien; und dieses ist glücklicher unter seiner Herrschaft gewesen, als irgend ein Theil des römischen Reichs unter dem Scepter eines Barbaren, obgleich der Kaiser Anastasius, welcher auf Zeno gefolgt war, zauderte, den neuen Beherrscher Italiens anzuerkennen. Immer ist auch das Verhältniß zwischen ihnen unbestimmt geblieben, und es läßt sich nicht läugnen, daß der griechische Hof, in dessen Dienste Theoderich stand, und welcher den nächsten Anspruch auf das eroberte Land hatte, einiger-

maßen berechtigt war, ihn auch noch auf seinem Thron zu Ravenna als einen Fürsten zu betrachten, der ihm auf gewisse Weise unterthan seyn mußte. Uebrigens regierte Theoderich so unumschränkt, und die Gränzen seines Reichs wurden so erweitert, daß er nur den kaiserlichen Titel anzunehmen gebraucht hätte, um in seiner Person das abendländische Kaiserthum wieder hergestellt zu haben. *)

Wenn er einen Blick auf die Germanen warf, die sich bisher in römischen Provinzen niedergelassen hatten, so fand er den Keim von dem Verderben ihrer Staaten in ihrer Vermischung mit den alten Einwohn-

*) Jornand. c. LVII. p. 698. — Procop. 141. 42. Excerpta de Theod. p. 665. 67. Innschriften bei Massov in der Geschichte d. Deutsch. Th. 2 Anm. XVI.

nern. Mit dem Schimmer von Bildung, welchen sie durch diese erhalten hatten, war zugleich Zügellosigkeit der Sitten unter sie gekommen; mit den Tugenden, welche sie einst in den Wäldern der Heimath und auf ihren Zügen kannten, war auch die germanische Kraft entwichen, und so wurden sie entweder ein Spiel der Provinzialen, oder die Beute neuer, ungeschwächter Horden. Vor einem ähnlichen Schicksal wollte er seine Gothen so gern sichern; aber wie war dies möglich, wenn er nicht Italien zur Wüste machte, und gerade das Land, welches voll war von Denkmalen des menschlichen Geistes, so mit Trümmern bedeckte, daß kein Saamenkorn der Kultur in seinem Boden wieder aufkeimen konnte? Allein dazu dachte er viel zu groß und menschlich; noch ehe er das Gewand des Barbarn mit römischer Kleidung verwechselte, hatte er die Denkart desselben abgelegt.

Indem er so auf jeder Seite Klippen sah, welche er vermeiden wollte, gerieth er auf die Grundidee, nach welcher er sechs und dreißig Jahre hindurch regierte. Die Gothen sollten die rüstigen Krieger bleiben, welche sie waren, und mitten in den italienischen Gefilden wie unter den pannonischen Zelten leben; die Italiäner sollten dagegen mit gleichem Eifer alle Künste des Friedens treiben, und der Herrscher, welcher sie beide mit starkem Arm empor hielt, mußte sie auch so von einander halten, daß sie sich nicht einander befeindeten und nicht Freunde wurden. Es war ein erhabener Gedanke, vom Stande der Roheit und der Kultur nur die Vortheile in seinem Staat vereinigen zu wollen, und es greift tief in die Seele, wenn man Theoderich, welcher ihn ohne Eitelkeit und mit Glück sein langes Leben hindurch verfolgte, klagen hört, daß man seinen Sinn nicht fasse, und der

hülfsbedürftige Römer den Gothen, so wie dieser, auf welchem der Staat ruhe, den Römern nachahme. *)

Den dritten Theil aller Ländereien, welchen schon Odoacers Krieger besessen hatte, räumte er seinem Volk ein, einer Masse von mehr als fünfmal hunderttausend Menschen; und man kann ihn nicht besser loben, als die Italiäner, welche diese Handlung die einzige Ungerechtigkeit des Eroberers nannten; niemand von ihnen ward sonst an seinem Eigenthum gekränkt. Durch das ganze Reich auf ihren Ländereien zerstreut, welche im Verhältniß mit der Stärke ihrer Familie, der Zahl ihrer Sklaven und Heerden und ihrem verschiedenen Rang unter sie vertheilt waren, lebten alle Gothen

M 5

*) Excerpta de Theod. p. 666.

als freie Männer, und wurden nur nach ihren alten Gesetzen gerichtet. Ein Graf übte die Gerichtsbarkeit über sie aus; aber sobald ein Gothe und ein Römer Streit bekamen, mußte er einen rechtserfahrenen Provinzialen zu seinem Beisitzer wählen. Auch der Herzog, welcher der Statthalter in seinem Distrikt war, hatte als solcher Einfluß auf die ganze Staatsverwaltung innerhalb seiner Amtssphäre; aber vornehmlich betraf seine Obergerichtsbarkeit alle kriegerische Angelegenheiten. *)

*) Procop. p. 142. — Magni Aurelii Cassiodori Senat. Variarum III, 3. IV, 17. V, 30. VII, I, 4. in oper. ed J. Garetii. Venetis. 1729. fol.

Diese unschätzbare Urkundensammlung von dem königlichen Minister schildert uns Theoderichs Regierung sowohl, was die Verfassung und Verwaltung des Staats, als die auswärtigen Angelegenheiten anbetrifft, auf eine sehr au-

Weil Theoderich seiner Grundidee gemäß oft äusserte, daß ein Knabe, welcher in der Schule vor der Ruthe gezittert hätte, nie dahin kommen werde, ein Schwert, einen Speer ohne Bewegung anzublicken: so folgten die Gothen ganz ihrem Hange zum

thentische und befriedigende Weise. Gibbons Tadel, daß sie mehr die Formen, als das Wesen der Regierung darstelle, heisst so viel wie nichts gesagt, denn insofern ein Regent zur wirklichen Ausführung seiner Verordnungen wirken kann, ist auch Theoderichs Einwirkung in ihr beschrieben. Eine umständliche Schilderung Italiens unter dem neuen König würde auch deshalb hier nicht am rechten Orte seyn, weil selbst in der besten Ausgabe von Kassiodors Werken durch Garet der Kritik wenig vorgearbeitet ist, und man sich nothwendig in ihre Untersuchungen einlassen müßte, wenn man ein solches Gemälde entwerfen wollte.

blos kriegerischen Leben. Allenthalben erblickte man in Italien Schaaren von ihren kraftvollen Jünglingen, welche mitten unter den Werken des Friedens, ohne ihnen zu schaden, sich in kriegerischen Spielen herumtummelten. Sie liessen ihre Wurfspiesse sausen, spannten ihre ungeheuren Bogen, rüsteten sich zum Zweikampf, welchen vielleicht die Gothen allein unter den germanischen Völkern in ihren Gerichten nicht duldeten, begannen eine förmliche Schlacht; und selbst der entnervte Römer, dem allenthalben das Bild des Krieges entgegentrat, zitterte vor dem wirklichen nicht mehr. So wie durch den Trompetenschall das Zeichen gegeben ward, daß es gegen den Feind gehen solle, zogen von allen Seiten die Schaaren frohlockend unter ihren Anführern zusammen. Ihr beständiger Sold waren ihre Ländereien, welche sie frei von allen Aufla-

gen besaßen, ausserdem erhielten sie ein jährliches Geschenk an Gelde; wenn sie aber zu ungewöhnlichen Unternehmungen geführt wurden, so bekamen sie noch ausserordentliche Gaben. *)

Ausser dem grossen Gewinn, daß eine solche Masse von kräftigen Menschen die verödeten Gefilde wieder bevölkert hatte, ausser der Ruhe, mit welcher unter dem Schutz der Gothen, so lange Theoderich lebte, die alten Bewohner Italiens jeder Gefahr in diesem stürmischen Zeitraum entgegen schauen konnten, hatten sie noch die Freude, ihre bisherige bürgerliche Verfassung nicht nur erhalten, sondern noch verbessert zu sehen. Nach ihren Gesetzen wurden sie gerichtet und nur von ihrer alten Obrigkeit;

*) Procop. p. 144. — Ennod. p. 229. — Cassiodori Variar III, 24. V, 26. 27.

in Sicherheit konnten sie alle Werke ihres Kunstfleisses aufstellen, ihren Handel treiben, ihre Gefilde bearbeiten. Auf nicht sah Theoderich mit einer solchen Aengstlichkeit, als dafs sie niemals von einem Gothen beeidigt wurden; und war ihr Eigenthum auch nur durch irgend eine kriegerische Bewegung, die zum Besten des Staats geschah, verletzt worden: so hielt er es für seine Pflicht, ihnen den Schaden sogleich zu vergüten. Die Städte prangten von dem Wohlleben ihrer Bürger, die italiänischen Fluren blühten wie niemals und waren von neuem, wie zu den besten Zeiten der römischen Herrschaft, mit Denkmalen des Luxus und des Geschmacks bedeckt. Wo es eine Anstalt für Gelehrsamkeit gab, ward sie von der Regierung mit Sorgfalt unterhalten, und Künste und Wissenschaften wählten mit Freude und von einem so reinen Geschmack begleitet, als überhaupt in diesen Jahrhun-

derten möglich war, ein Land zu ihrem Aufenthalt, wo eine solche Sicherheit herrschte, daß ein ununterbrochener freier Verkehr zwischen allen Provinzen war, daß zur Nachtzeit die Thore keiner Stadt verschlossen wurden, daß man sprüchwörtlich sagte, auf die Felder könnte man sein Geld hinlegen, ohne daß es gestohlen würde. *)

Der Hof Theoderichs war gleichsam ein Bild im Kleinen von dem Reiche. Neben den Stellen, die man am Hofe der Kaiser kannte, fand man das Amt eines Majordomus und eines Waffenträgers, neben dem königlichen Diadem das gothische Schwert, die lateinische Sprache wurde als die Staatssprache betrachtet; aber die gothische ward von den

*) Cassiodor. var. II, 8. 38. III, 3. IX, 21. —

Ennod. p. 226. — Excerpta de Theod. p. 663.

66. 68.

Kindern der vornehmsten Römer gelernt, ausgezeichnete Gelehrte spielten die erste Rolle in Ravenna, aber Theoderich verbarg nie seine Maxime, bis zu welchem Grade man wissenschaftliche Bildung schätzen müsse. Nur die Musik scheint er ohne alle Einschränkung geduldet zu haben; sie begeisterte bei seinen Gastmalen die rohen Gothen und gab selbst dem Römer einen höhern Schwung. Auch ward sein Hof durch sie so berühmt, daß sich fremde Könige von ihm Sänger und Harfenschläger ausbaten. *)

Ferner behielt Theoderich selbst mitten unter der orientalischen Pracht, mit welcher seine Person umgeben ward, Einfalt der germanischen Sitten, und zu ihm sahn die Römer, wie die Gothen mit Bewunderung hinauf. Schon in seinem Aeußern vereinigte

*) Cassiodor. var. II, 40.

er die Vorzüge, welche der gebildete Mensch schätzt, und die ausserordentliche Stärke, welche der Barbar preiset. Er hatte die schneeweisse Haut, die blühende Gesichtsfarbe, welche als charakteristisch bei den Germanen bemerkt werden, seine Augen glänzten stets von Heiterkeit, aber er war schrecklich, wenn er zürnte, und hatte einen eisernen Arm. Im Gespräch war er oft geschmeidig; doch vergafs er nie eine gewisse Besonnenheit, die am meisten Eindruck machte, wenn er einige Sätze sagte, die sein eindringender Geist von der Erfahrung sich abgezogen hatte. Gewöhnlich war ihnen eine solche eherne Wahrheit aufgedrückt, dafs man sie nie wieder vergafs; schon durch seine Reden war es unvergefslich geworden, an welcher Stätte er sich verweilt hatte. *)

*) Ennod. p. 230. 31. — Excerpta de Theod. p. 666.

Von Tugend und Gröfse, wo er sie finden mochte, ward immer seine ganze Seele erfüllt. So belohnte er diejenigen, welche dem unglücklichen Odoacer unerschütterliche Treue, die sie schwuren, bewiesen hatten, und nie fühlte er sich selbst erhabener, als wie er unter den Denkmalen der alten Römergröfse in Rom wandelte. Der Senat und das Volk zogen ihm feierlich entgegen, da er im siebenten Jahr seiner Regierung (500) sich der Stadt nahte, und nannten ihn einen zweiten Trajan. Er redete öffentlich mit Würde zu ihnen, und liefs es zu, dafs die Verheissungen, welche er ihnen gethan hatte, in eine Tafel von Erz gegraben wurden; aber bald entriß er sich der öffentlichen Bewunderung, um die Denkmale des Alterthums zu betrachten. Keines von ihnen zog seine Seele so an, als die Säule Trajans. Ueberhaupt aber bewogen ihn die jetzt erhaltenen Eindrücke zu dem

Kleine
historische Schriften

von

Karl Ludewig Woltmann,

Zweiter Theil.

Jena,
bei J. G. Voigt 1797.

Nein

Historische Schriften

von

Dr. Johann Wolfgang von Goethe

Verlag

Reich

Druck

Nicht allein durch dieses System und durch den kriegerischen Sinn der Gothen wollte der König sein Italien schützen, denn trotz denselben ward ihm bei einem Blick nach Norden oft bange! Wie gefahrvoll waren für die italiänischen Gränzen die benachbarten Schwärme, selbst wenn es schien, als wären sie günstig gegen das ostgothische Reich gesinnt. So oft es Unruhen unter ihnen gab, verlegte er sogleich seinen Hof in ihre Nähe nach Verona. Nach und nach unterwarf er seiner wohlgeordneten Regierung einen Strich der Provence, Rhätien, Vindelicien, Norikum und einen beträchtlichen Theil von Pannonien und Dalmatien. So umgab er sein Italien gleichsam mit einer Verschanzung von Ländern, da zugleich Aestyen von den Küsten der Ostsee her ihm Geschenke brachten, und man von Schweden her, welches die Wiege der gothischen Nation genannt wurde, Bande mit ihm an-

knüpfte. In den Sagen Skandinaviens arbeitete man seine Thaten in das romantische über; als Theoderich von Verona oder Dieterich von Bern ward er im Norden das Ideal eines Helden. *)

Alle Pracht, allen Nachdruck der Sprache wandte er auf, um mit Anastasius im Frieden verharren zu können; es wäre nicht gut, äusserte er, wenn Länder Kriege gegen einander führen sollten, die einst unter Einem Beherrscher glücklich waren; aber seine Plane waren zu umfassend für den griechischen Hof, der Veranlassungen zu mancherlei, als dafs sein Wunsch erfüllt werden konnte. An der dazischen Gränze kam es zum Kriege, in welchem Theoderich, der Beschützer eines Nachkommen von Attila wur-

*) Nordische Chroniken in Cochlai vita Theoderici.

festen Entschluß, alles aufzubieten, um diese kostbaren Ueberreste den folgenden Zeitaltern aufzubewahren. *)

Nicht weniger als von seinen Unterthanen ward Theoderich von den Völkern geachtet, welche in den römischen Provinzen Staaten errichtet hatten, und wenn man ihn loben muß, daß er in der Blüthe seiner Jahre und seines kriegerischen Ruhms nach nichts so sehr strebte, als Frieden zu stiften, so muß man seinen denkenden Kopf in dem System bewundern, das er unter den abendländischen Reichen hervorzubringen suchte. Durch Familienbande vereinigte er sein Haus mit den Königen der Franken, der Burgunder, Thüringer, Vandalen und Westgothen, vorzüglich sann er auf eine enge

N 2

*) Excerpta de Theod. p. 668.

Vereinigung mit diesen letzten, welche schon wegen der gleichen ursprünglichen Abstammung leichter mit den Ostgothen sich befreunden mußten. Das Ansehen, welches er dadurch erhielt und das Uebergewicht, welches ihm seine Eigenschaften gaben, benutzte er nicht, um sein Reich zu vergrößern, sondern um eine Republik von germanischen Staaten zu errichten, welche sich dem orientalischen Kaiserthum kühn entgegenstellen könnte. Dem griechischen Hof entging dieser Plan nicht, und Anastasius that alles, um Chlodowig den König der Franken gegen ihn zu heben. Nie war das Gleichgewicht mehr in Gefahr, und nie ward es mit so vieler Klugheit geschützt, als jetzt von Theoderich. Wären ihm Herrscher gefolgt, die seinen politischen Scharfblick besaßen, so wären Justinians Feldherrn nie so siegreich gegen die germanischen Mächte gewesen.

Theoderich war in dem Glauben der Arianer erzogen worden, aber weit davon entfernt, sich um die Streitigkeiten zu bekümmern, welche in der christlichen Kirche herrschten, hatte er es sich zum Gesetz gemacht, den katholischen Glauben im Besitz aller seiner Rechte in Italien zu lassen und jeden Lehrer desselben, sobald er ausgezeichnete Verdienste besaß, durch seine Wohlthaten zu ehren. Nur wollte er dagegen auch, daß die Religion seiner Sekte und alle übrige geduldet würden; konnte man doch auch nicht ein einziges Beispiel anführen, daß ein Katholik während seiner Regierung irgend veranlaßt wäre, zu dem arianischen Glauben überzutreten. *)

N 5

*) Excerpta de Theod. p. 666. Ennodii vita. B. Epiphanii episcopi ticin. p. 396. in op. ed. Sirmondi Paris. 1609. 8.

Nach diesem Geiste der Duldung mußte ihn die Verfolgung der Juden sehr kränken, welche zu Ravenna begann, wo die katholischen Christen, indem er zu Verona abwesend war, die Güter dieses fleissigen Volks plünderten und seine Synagogen aus religiösem Haß in Brand steckten. Mochten immerhin die Juden einigermaßen zu solchen Mißhandlungen gereizt haben: so durfte die Regierung diesem Unfug schon deshalb nicht nachsehen, weil für die wichtigsten Städte des Reichs, welche der israelitische Fleiß belebte, grosser Schaden aus einer solchen Nachsicht entstehen konnte. Ueberdies wurde der Aufruhr zu Ravenna, auf welchen ein ähnlicher zu Rom gefolgt war, dem König so geschildert, daß die Christen in noch einem gehässigeren Licht, als sie es vielleicht verdienten, erschienen. Wahrscheinlich konnte man unter der Menge die eigentlichen Thäter nicht finden, wenigstens gab man

de. Die Niederlage des griechischen Heers war ein Triumph für die gothische Tapferkeit; aber daß die Leichname auf dem Schlachtfelde nicht beraubt wurden, weil der Anführer nicht das Zeichen zum Plündern gegeben hatte, zeigte, mit welcher Kraft Theoderich seine strenge Ordnung durchgeführt hatte. Unmittelbar nachher landeten die Griechen und verheerten die Küsten von Kalabrien und Apulien. Wie durch einen Zauberschlag hatte der König eine Flotte geschaffen und dann erhielt er endlich einen festern Frieden mit dem griechischen Hofe, welchen er so lange gewünscht hatte. *)

Bis nah an das Ende Theoderichs ist sein Leben ein glänzendes Gemälde von seinem

N 4

*) Jornand. c. LVIII. p. 699. — Ennod. p.

Ruhm und seinem Glück, und man kann mit Wahrheit sagen, daß dieses letzte ganz sein eignes Werk war, da die Zeitverhältnisse jeden Augenblick ein Gewitter, dessen Blitze er ableitete, gegen seinen Thron heraufführten. Nur in seinen letzten Jahren überläßt er sich ein einziges mal seinen beleidigten Herzen und der Leidenschaft; aber daß er unsere Bewunderung, *nur mit Mitleiden* vermischt, auch da noch verdient, zeigt er, indem er unmittelbar nach seinem Fehltritt vor Schmerz in die Gruft sinkt. Erschütternd ist der Anblick, wenn ein grosser aber ungebildeter Herrscher dem rohen Geist seines Zeitalters am Ende eines glorreichen Lebens zum erstenmal den Tribut der Schwäche zahlt, und dann in dem erhabenen Gram, welcher ihn deshalb ergreift, dem Anblick einer langen Reihe von errungenen Palmen keinen Trost abgewinnet.

Inhalt des zweiten Theils.

	Seite
I. Geschichte der Hohenstaufen in Ita-	
lien. Fortsetzung	3
Anmerkungen zum ersten	
Buche.	81
1. Ueber die vorzüglichsten Quel-	
len für das erste Buch.	83
2. Ueber die Mordversuche der	
Mailänder gegen Friedrich	
den ersten.	97

5. Das Schisma

102

II. Moses

109

III. Herodot. Ein historischer Roman 131

IV. Theoderich, König der Ostgo-
then

151

sich Mühe genug sie zu entdecken; auch fand es sich bald, daß die katholische Christenheit in Italien allgemein jenes Verbrechen billigte: daß auf Kosten derselben die Synagogen wieder erbaut werden sollten, war eine gelinde Strafe, und daß diejenigen, welche sich weigerten das ihrige dazu beizutragen, durch die Strassen mit Stockschlägen geführt wurden, war keine Ungerechtigkeit; aber der religiöse Eifer ihrer Glaubensgenossen nannte sie Märtyrer. *)

Hier war eigentlich der gefährvolle Punkt, wo von Theoderich sein guter Geist entwich. Was hatte er nicht sein ganzes Leben hindurch gethan, vorzüglich wenn er sich mit andern germanischen Herrschern verglich, um sich die Liebe der Italiäner zu er-

*) Excerpta de Theod. p. 669. — Cassiodor. var.

I. IV. 43.

werben? Von ihrer elenden religiösen Wuth konnte er sich gar keinen Begriff machen; wie geringfügig mußte ihm nun gar die Veranlassung erscheinen, welche ihre Stimmen gegen ihn erhob? Man brandmarkte ihn mit dem Namen eines Ketzers, wodurch seine ganze Seele mußte empört werden, weil er in ihm die Verachtung wahrzunehmen glaubte, mit welcher der kultivirtere Mensch auf den weniger gebildeten herabsieht, und wofür dieser, wenn er eine grosse Denkart besitzt, ein stets wundes Gefühl hat. Aus Uebereilung liefs er, sich zu rächen, die Stephanskirche in Verona niederreißen. Nun sahen die katholischen im Geiste schon Wunderzeichen und erzählten abentheuerliche Geschichten, deren Deutung nur zu leicht gefunden werden konnte. Ein gothisches Weib sollte nicht weit vom königlichen Palast in Ravenna mit Drachen niedergekommen seyn, welche sich vom Occident nach

dem Orient in Wolken erhoben, aber ins Meer hinabgestürzt wurden. Man äusserte in solchen Mährchen den Wunsch, daß das gothische Reich durch die griechische Macht möge zertrümmert werden. *)

Indem der König durch diese Begebenheiten schon gereizt war, kam eine Nachricht aus dem Orient, welche bei seiner gegenwärtigen Stimmung äusserst verderblich für ihn ward. Der alte schwache Justin, der zuerst als gemeiner Soldat gedient hatte, saß jetzt auf dem Kaiserthron, und neben ihm herrschte sein Schwestersonn, der nachher so berühmte Justinian, dessen Handlungen schon jetzt von der Eitelkeit geleitet wurden, welche mit ihm den Thron bestieg, und deren vorzüglichste Bemühung es war, die Ketzerei allenthalben auszurotten. Plötzlich erschienen die härtesten Befehle gegen die Arianer, um sie zur Rückkehr in den Schoos der rechtgläubigen Kirche zu zwingen. Schien dies nicht eine höchst undankbare, grausame Verspottung Theoderichs zu seyn?

Nun erst ward er mit Schrecken gewahr, daß der Boden unter ihm hohl sei, nun erst

*) Excerpta de Theod. p. 670.

glaubte er Licht über die Plane der katholischen Christen, der alten Bewohner Italiens zu erhalten, und die erste Wirkung davon war; daß er ihnen alle ihre Waffen wegnehmen ließ. Dann warf er seinen Blick auf ihr Haupt, den römischen Bischof, welcher freilich von ihm, nachdem er von den Römern gewählt war, bestätigt wurde, aber schon eine solche Macht besaß, daß er auch einen weniger argwöhnischen König Italiens zur Eifersucht hätte reitzen können. Daher beschloß Theoderich gerade ihn *nach* Konstantinopel zu Unterhandlungen wegen Aufhebung der Befehle gegen die Ketzer zu senden. Schon der Widerwille, mit welchem Papst Johann diesem Befehl folgte, mußte seinen Verdacht vermehren; er ließ ihn mit andern Bischöffen und einigen Senatoren auf ein Schiff und nach dem Orient bringen. Wie man seinen Auftrag besorgen werde, konnte er vorher sehen; aber die außerordentliche Ehrfurcht und Pracht, womit der Papst am kaiserlichen Hofe empfangen wurde, nicht als Gesandter des Königs von Italien, sondern als Repräsentanten des Apostels Petrus, war ihm unerwartet, und schien ihm nach seinen Grundsätzen, daß

die geistliche Macht der weltlichen gänzlich unterthan seyn müsse, eine Verspottung seiner Würde zu seyn. Johann brachte die Antwort zurück, daß diejenigen Arianer, die schon zur katholischen Kirche übergetreten wären, im Schoofs derselben bleiben müßten. Sogleich gab Theoderich Befehl, daß an einem bestimmten Tage aller katholische Gottesdienst in seinem Reich aufhören sollte, und behielt den Papst als Gefangenen zurück, der aber nach wenigen Tagen starb. Sein König hatte ihn als einen Verräther betrachtet; und mit welcher Abgötterei folgten die Italiäner der Leiche zur Gruft! *)

Der innere Gram, sich so in allen seinen Erwartungen von den alten Landeseinwohnern getäuscht zu sehen, nagte an der Wurzel der Kraft des Ostgothen; aber sie fiel nicht, bis ein fürchterlicher Schlag kam, der sie zersplitterte; seine eigne Grösse verließ ihn nur da erst, als er verfolgt von der Undankbarkeit seiner Unterthanen sich gegen fremde Grösse vergangen hatte.

Unter den vortreflichen Männern, deren Tugend und Verdienste er zur Zierde seiner Regierung gemacht hatte, war keiner von

*) Excerpta de Theod. p. 671.

ihm mit einer solchen Liebe behandelt, als Boethius, dessen ganzes Leben ein glänzendes Gewebe von Glück und Ruhm war, wie das Leben seines Königs. Hand in Hand gehen beide voll Freundschaft, bis ein feindseliges Geschick sie entzweit, daß sie sich einander in den Abgrund stürzen.

In einer der ältesten und reichsten Familien Roms, der amicischen, erzogen, hatte der junge Boethius früh alle Mittel zur Entwicklung ausgezeichneter Talente genossen, und in den Schulen Athens, wo er eine lange Reihe von Jahren dem Geist von Platon und Aristoteles nachforschte, hatte er eine unauslöschliche Liebe zu jener himmlischen Weisheit erhalten, die er in den Tagen des Glückes nicht verließ, und welche ihn in den Kerker des Todes als Freundin begleitete, um in seinen letzten Betrachtungen ihm ein Denkmal, der Unsterblichkeit werth, die es erhielt, zu errichten. Als er nach Rom zurückgekehrt war, erfüllte er zu derselben Zeit, da ihm seine Gemahlin, eine Tochter seines edlen Freundes, des Patriciers Symmachus, und liebenswürdige Kinder jede häusliche Freude schenkten, alle Pflichten des Bürgers, und Theoderich

fühlte sich nur zu arm, den Mann zu belohnen, welcher auch als Gelehrter eine seltene Zierde seines Reichs war. Nicht genug, daß er den Vater zum Konsul ernannte, gab er ihm das schöne Schauspiel, daß er seine beiden Söhne als Konsule desselben Jahrs unter dem ehrwürdigen Geleit der Senatoren und dem Jauchzen der strömenden Volksmenge durch die Strassen Roms ziehen sah. Mit der innigsten Rührung trat Boethius auf, und seine prachtvolle Beredsamkeit verkündigte den Ruhm seines grossen Wohlthäters. Damals ahnete es ihm nicht, daß derselbe Trieb, welcher ihn mit Freude bei diesem Anblick erschütterte, nämlich seine Liebe zur alten Freiheit, die ihn jedes Schauspiel aus den Zeiten der Republik mit Enthusiasm betrachten hiefs, die Ursache seines Verderbens seyn werde.

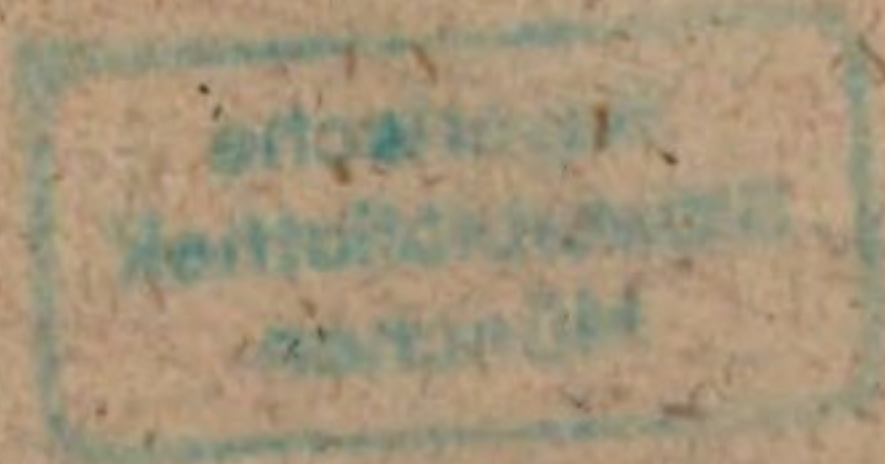
Derselbe Argwohn, welchen Theoderich gegen die Italiäner überhaupt und gegen den Papst hegte, mußte noch mehr den römischen Senat treffen, der ehemals die Welt regiert hatte, und dieß nie in den Zeiten seiner Ohnmacht vergaß. Alle Glieder desselben hofften auf die Freiheit Roms; dies ge-

stand man frei, als der Senator Albinus wegen einer solchen geäußerten Hoffnung angeklagt war. „Ist er ein Verbrecher, rief Boethius aus, so sind wir es alle, und sind wir unschuldig, so kann er gleichen Anspruch auf den Schutz der Gesetze machen.“

Auch Boethius ward wie Albinus angeklagt, daß er im Einverständniß mit den Griechen stehe, um durch ihre Hülfe Italien von der Herrschaft der Gothen zu befreien. Drei Männer von hohem Rang, aber keineswegs von unbescholtenem Rufe, traten als Zeugen gegen sie auf, und zeigten sogar Briefe mit ihrem Siegel vor, durch welche sie die Griechen gegen Theoderich zu bewaffnen suchten; allein die Angeklagten erklärten sie für das Werk des Betruges. Die lobenswürdigsten Handlungen von Boethius, welcher die Italiäner gegen jeden Druck von Seiten der Gothen mit männlichem Muth und Theoderichs Beifall geschützt hatte, verwandelten sich jetzt in den Augen des letzten in Verbrechen. Er behandelte seinen alten Freund mit ausgezeichnete Härte, und ließ ihn nach Pavia in einen Thurm bringen, wodurch seine Vertheidigung sehr erschwert ward. Er hatte keinen Sinn mehr für die

Worte desselben, welche seine beste Schutzrede seyn mußten: „o der Thorheit, welche Freiheit kann denn Rom noch hoffen? ich wünschte, daß wir auf irgend eine hoffen dürften! Wäre dieß, so hätte ich dem Tyrannen geantwortet: und wenn ich von einer Verschwörung für die Freiheit gewußt hätte, so hättest du davon nichts erfahren.“

Noch wankte der König in seinem Urtheil über die Schuld oder Unschuld des Angeklagten, da sprach der Senat selbst über den Weltweisen, welcher im Kerker in seine Bücher über den Trost der Philosophie die letzte Kraft seines Genius hauchte, über den einzigen Mann, welcher auf ihn die Glorie des alten Freistaates zum letztenmal zurückgebracht hatte, das Todesurtheil aus. Mit dem Bewußtseyn der Unschuld vernahm es Boethius, und fuhr ruhig fort, die Blumen seiner Phantasie über die Lehren der speculativen Philosophie zu streuen. Er starb unter schrecklichen Martern, die Theoderich nicht befohlen hatte, unter der Aufsicht des Grafen von Pavia. Ein fester Strick ward ihm so um den Kopf geschnürt, daß seine Augen hervorsprangen; durch einen Keulenschlag ward sein Leben geendigt. In den



Klagen, die sein Schwiegervater Symmachus erhob, verräth sich die Begierde nach Rache. Der Greis ward in Ketten geworfen und nach Ravenna gebracht; auch er wurde als Verbrecher hingerichtet. (524. 25.) *)

Unglücklicher als beide war Theoderich; die Schatten seiner Freunde verfolgten ihn, wohin er ging, und zerrütteten seine Phantasie. Bei einem Abendessen erblickte er auf der Tafel den Kopf eines grossen Fisches, welcher den Rachen aufgesperrt hatte. So drohend, glaubte er, müsse das Haupt des alten Symmachus, die Zähne in die untern Lippen gedrückt, ihn ansehen. Er sprang auf von der Tafel, alle seine Glieder zitterten, er stürzte sich in seine Kammer, und befahl, daß eine Last von Decken über ihn auf das Bett geworfen werden sollte. So fand ihn sein Arzt, welchem er mit Thränen seine Grausamkeit gegen Boethius und Symmachus gestand; drei Tage nachher starb er (526). Daß ein solches Leben sich so endigen mußte!

*) Excerpta de Theod. p. 670. Boëthii de consolatione I. V. ex recens. Joh. Bernartii Antw. 1607. 8. I. I. prof. IV. p. 9. 12. I. II. prof. 3. p. 10. 12. 26. Cassiodor. Var. II, 10. 11. IV, 22. V, 41. VIII, 16. Kassiodor schildert in diesen Stellen zwei Ankläger von Boethius; nämlich den Basilus und Oxilio.

**) Procop. p. 142.



Woltmann, Karl Ludwig von, 1770-1817

Kleine historische Schriften

Bd.: 2

Jena (1797)

H.misc. 367 h-1/2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10739810-6

VD18 80257062-001